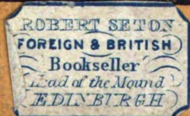


Blätter aus Prevorst.

Vierte Sammlung.

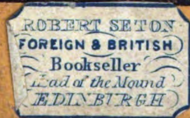






Blätter aus Prevorst.

Vierte Sammlung.



Blätter aus Prevorst.

Originalien und Lesefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorst.

Vierte Sammlung.

Karlsruhe,

Druck und Verlag von Gottlieb Braun.

1833.

Inhalt.

Aphorismen

über

Freiheit und inneres Leben

von Prof. Eschenmeyer.

(Fortsetzung.)

(Es ist jetzt davon die Rede, wie das freie christliche Prinzip gegen das weltweise Prinzip der Hegel'schen Philosophie sich ausnehme, und welches von Beiden die Wahrheit, die wir bedürfen, am meisten befriedige. Dieses Thema wird sich wohl keine angemessenere Aufgabe wählen können, als die Lehre Hegels vom absoluten Geist.)

279. Enzycl., 2te Ausgabe, §. 553, sagt Hegel: „Der Begriff des Geistes hat seine Realität im Geiste. „Daß diese in der Identität mit jenem als das Wissen „der absoluten Idee sey, hievon ist die nothwendige „Seite, daß die an sich freie Intelligenz zu ihrem Be„griffe befreit sey, um die dessen würdige Gestalt zu „seyn. Der subjective und objective Geist sind als der

„Weg anzusehen, auf welchem sich diese Seite der Reali„tät oder der Existenz ausbildet. §. 554. Der absolute „Geist ist ebenso ewig in sich seyende als in sich zurück„kehrende und in sich zurückgekehrte Identität, die eine „und allgemeine Substanz, als geistige, das Urtheil in „sich und in ein Wissen, für welches sie als solche ist."

In den Begriff des absoluten Geistes drängt sich die ganze Hegel'sche Weisheit zusammen, er ist der aus der Enzyclopädie als seiner Mutter herausgeborne Sohn. Darum sammeln sich auch viele Fragen, die das Ganze angehen, um diesen Begriff her. Einige allgemeine werden folgende seyn: 1) über die Methode, welche Hegel befolgte, um zu diesem Begriff zu kommen, 2) über den Begriff des absoluten Geistes selbst.

280. I. Ueber die Methode: Die Hegel'sche Idee hat ihre Elemente, aus denen sie selbst erst erwächst. Diese Elemente gehören in die Sphäre des reinen Gedankens und sind das Seyn, das Nichts und das Werden. Kommt das Seyn zum Scheinen in sich selbst, so wird es Wesen. Die Einheit von Seyn und Wesen wird zum Begriff, dieser verwirklicht sich im Object, und jetzt entsteht erst aus der absoluten Einheit des Begriffs und der Objectivität die Idee, als das Wahre an und für sich. Die Idee aber wird absolut, wenn sie als Einheit der subjectiven und objectiven Idee zum Begriff der Idee wird, das ist zur sich selbst denkenden Idee. Dieß ist der logische Bestand der Idee; aber, um weiter zu kommen, ist ein zweiter Proceß nöthig:

Die Idee entschließt sich, in ein Andersseyn überzugehen und sich als Natur frei aus sich zu entlassen. In der Natur wird die Idee, als das Negative ihrer selbst, sich äußerlich, was ihre Bestimmung ausmacht, in der sie als Natur ist. Diese Natur ist ein lebendiges Ganzes, und die Bewegung der Idee geht durch einen Stufengang, welcher darin besteht, sich als das zu setzen, was sie an sich ist, das heißt aus ihrer Aeußerlichkeit oder dem Tode in sich zu gehen, um als Lebendiges zu seyn, aber ferner auch diese Bestimmtheit, in welcher sie nur Leben ist, aufzuheben und zum Geist zu werden, der ihre Wahrheit und ihr Endzweck ist.

Dieß ist der naturphilosophische Bestand der Idee, und nun gelangen wir zum dritten Proceß: Der Geist hat sich als die zu ihrem Fürsichseyn gelangte Idee ergeben, deren Object und Subject der Begriff ist. Das Wesen des Geistes ist formell die Freiheit, die absolute Negativität des Begriffs als Identität mit sich. Die Bestimmtheit des Geistes, indem das Allgemeine sich besondert, ist Manifestation. Das Offenbaren, was vorher als abstracte Idee unmittelbarer Uebergang und Werden der Natur ist, ist als Offenbaren des Geistes, der frei ist, Segen der Natur als seiner Welt. Das Offenbaren des Geistes im Begriffe ist Erschaffen der Welt als seines Seyns, in welchem er die Affirmation und Wahrheit seiner Freiheit sich gibt. Die Entwicklung des Geistes geschieht nun 1) in der Form der Beziehung auf sich selbst, innerhalb seiner ihm die ideelle Totalität der Idee wird, nemlich als subjectiver Geist; 2) in der Form der Reali=

tät, als einer Welt, welche die Freiheit als vorhandene Nothwendigkeit ist, nemlich als objectiver Geist, und 3) in an und für sich seyender Einheit der Objectivität des Geistes und seiner Idealität oder seines Begriffs, der Geist in seiner absoluten Wahrheit, — der absolute Geist.

281. Dieß ist nun der dreifache Proceß von dem Element der Idee an bis zum absoluten Geist.

Die erste Frage wird seyn, wer setzt die Idee mit ihren Bestandtheilen, und gibt ihr die Kraft, vom Niedersten ein Höchstes zu werden? Die Philosophie kann es nicht übersehen, daß, wenn ein Niederstes sich zum Höchsten entwickeln soll, das Prinzip des Höchsten als Keim schon im Element liegen müsse, um die Kraft zur Entwicklung zu geben. Denn aus dem Eins wird kein Unendliches, außer es liegt die Kraft des Unendlichen schon als Prinzip im Eins. So lag, um ein Beispiel zu geben, in Hegel als Embryon im Mutterleib *potentialiter* schon die ganze logische Idee mit ihrer Weisheit, aber um *actualiter* der große Philosoph zu werden, mußte er an die Objectivität herausgeboren werden, eine große Schule durchgehen und eine halbe Lebenszeit speculiren, bis jene Idee zum absoluten Geist durchbrechen konnte; aber die Frage ist nun, wer hat denn die logische Idee in den Embryon eingepflanzt und ihr die Kraft zur Entwicklung gegeben?

282. Eine zweite Frage ist: Der Unterschied zwischen dem Niedersten und Höchsten liegt in einer entgegen-

wirkenden Macht, welche durch die Kraft der Entwicklung nach und nach überwunden werden muß. Wer setzt nun diese Macht, welche immer hemmt, so daß die Idee erst durch Processe hindurch sich zum absoluten Geist emporarbeitet? Hegel sagt zwar: „Die Idee entschließe sich frei, sich als Natur aus „sich zu entlassen, um durch ein allmähliges Insichgehen „aus dem Tod zum Leben und vom Leben in den Geist „sich zu erheben," und somit läge der Grund, warum die Idee erst nach und nach zum absoluten Geist wird, nicht in einem äußern zu überwindenden Widerstand, sondern in dem freien Entschlusse, vorher Natur zu werden und aus dieser als Geist hervorzugehen. Aber welche Widersprüche knüpfen sich an diese Meinung? Erstlich ist eine Idee mit Freiheit zu Entschlüssen schon Geist und braucht nicht erst Einer zu werden; denn Freiseyn und Geistseyn ist identisch, auch gibt es keine abstracte Freiheit, sondern immer nur eine concrete, die in einem persönlichen Willen sich offenbart.

Und zweitens, wie läßt es sich reimen, daß die Idee freiwillig in die Negativität ihrer selbst, in die unmittelbare Aeußerlichkeit, d. h. in ein Andersseyn übergehe und sich dem eisernen Gesetz der Nothwendigkeit unterwerfe, um dann durch allmähliges Aufheben dieser Aeußerlichkeit vom Tod zum Leben und vom Leben zum Geist durchzudringen?

283. Es gibt also in der Hegel'schen Philosophie drei unbegriffene Dinge: 1) woher stammt die Idee an

sich, 2) woher die entgegenwirkende Macht und 3) woher die Kraft, welche die Idee nöthig hat, um durch Processe hindurch zum absoluten Geist zu werden? Hegel antwortet: „Seyn und Nichts ist „identisch, und aus Beiden folgt das Werden. Darum „ist der absolute Geist eben so ewig in sich seyende als „in sich zurückkehrende und zurückgekehrte Identität." Nach Hegel ist demnach die ursprüngliche Idee, welche in ein Werden geräth und den Proceß anfängt, und die vollendete Idee oder der absolute Geist immer die gleiche Identität, nur ist die letztere zum Sichselbstwissen gekommen, was det erstern fehlt. Und somit gehen jene drei unbegriffene Dinge in Eines zusammen, nemlich in ein Identisches, was ja, wenn je eine Philosophie einen Anfang haben soll, als unbegriffene Selbstposition postulirt werden muß. Dieß ist der berühmte Monismus des Gedankens.

284. Den Grundirrthum, daß Seyn und Nichts identisch seyen, habe ich schon im vorhergehenden Heft dieser Blätter auseinandergesetzt, hier aber muß er wieder berührt werden.

Seyn und Nichts oder vielmehr Nichtseyn sind einander im Unendlichen entgegengesetzt, aber sie heben, weil sie unendlich sind, einander gänzlich auf in einer absoluten Indifferenz, welche als das Eins schlechthin der Grund alles Endlichen ist. Diese Indifferenz ist aber kein Werden, weder Wachsen noch Abnehmen, sondern vielmehr eine ewige Ruhe in einem absoluten

Gleichgewicht. Soll es zum Werden kommen, so muß ein Moment der Kraft hinzutreten, die, wenn sie im Seyn überwiegt, ein Werden ins Größere oder ein Wachsen bis zum höchsten Integral, — wenn sie aber im Nichtseyn überwiegt, ein Werden ins Kleinere oder ein Abnehmen bis zum äußersten Differential hervorbringt. Setzen wir nun den absoluten Geist und das absolute Natur-Element, was der Atom ist, einander entgegen, so kann Jener nur daraus hervorgehen, wenn die Kraft im Seyn ins Unendliche das Nichtseyn überwiegt, und dieses nur daraus, wenn die Kraft im Nichtseyn das Seyn unendlich überwiegt.

285. Dadurch also, daß Hegel die Indifferenz der Gegensätze von Seyn und Nichtseyn mit Identität verwechselt, hat sich ein Grundirrthum in seine Philosophie eingeschlichen, der sich im ganzen System nachweisen läßt, und die Frage um jene drei unbegriffene Dinge bleibt stehen. Darum scheint die ganze Methode, welche Hegel in dem Proceß 1) der Idee an und für sich, 2) der Idee in ihrem Andersseyn, und 3) der Rückkehr der Idee aus ihrem Andersseyn in den absoluten Geist, befolgte, nichts mehr und nichts weniger als das logische Vernunftspiel eines Philosophen zu seyn, der nicht wußte, daß Gott keine Idee und kein Begriff ist, und, um absoluter Geist zu seyn, keinen Proceß nöthig hat.

286. II. Ueber den absoluten Geist: Hegel wird wohl den absoluten Geist und Gott für gleich halten; aber was nennen wir das Absolute? Das wahre

und einzig Absolute entsteht nicht, wenn wir alle Relationen, wie An sich, Für sich, An und Für sich, in Eins zusammen nehmen, auch nicht, wenn wir alle Potenzen in der höchsten auflösen, und eben so wenig, wenn wir alle Begriffe, Ideen und Eigenschaften in Eins aufhäufen, sondern vielmehr durch ein völliges Abbrechen und Aufheben aller dieser Momente. Ein solches Verhältniß hat das Unerschaffene zum Erschaffenen und das Unanfängliche zum Anfänglichen. Denn wir mögen das Erschaffene potenziren, so lange wir wollen, so kann es kein Unerschaffenes werden, und wenn wir das Anfängliche in eine unendliche Reihe von Progressionen stellen, so kann es doch nie ein Unanfängliches oder Ewiges werden. Es gilt hier das, was der große Haller vom Ewigen sagt: „Ich häufe Zahl auf Zahl, um dich zu „messen, jedoch umsonst, — ich tilge alle Zahl, und du „steh'st ganz vor mir." In dieser Strophe ist das Verhältniß von Wissen und Glauben am schönsten ausgesprochen. Das Wissen ist das Häufen von Zahl auf Zahl, von Potenz auf Potenz, von Begriff auf Begriff, von Idee auf Idee, aber alles dieß ist umsonst, — der Glaube vertilgt alle diese Momente, und dann hält er das Ewige fest.

287. Wenn Hegel sagt: „Gott ist die absolute Wahrheit, so verwechselt er den Meister mit seinem Werke. Gott, der alle Ideen, Begriffe, Potenzen und Eigenschaften dem menschlichen Geist zur Einrichtung gab,

ist eben daher keines von Allen. — Die Wahrheit ist für sich nichts, sondern sie ist das, was sie ist, nur durch den Geist, in dem sie ist und von dem sie ausgeht. Wenn daher Hegel seine magere Idee durch allerlei Processe und Gestaltungen zum Gott hinaufschraubt, so hat er nichts als einen elenden Götzen, dem er aus seinem Ich das An und für sich geliehen hat, und, welchen Gott zu nennen, Philosophie und Dogmatik sich schon lange hätten schämen sollen.

288. Das Absolute wird von jeher in der Philosophie in mehrfacher Bedeutung genommen und gibt zu vielen Verwirrungen Anlaß. Nehmen wir das Absolute des Wissens, so fällt es in das Centrum der Vernunft, und ist das an sich Wahre, um welches alle Begriffe, Urtheile und Schlüsse, überhaupt alle Vernunftformeln sich bewegen. Aus diesem Absoluten ist die ganze Hegel'sche Philosophie herausgesponnen. Nehmen wir aber zum Wahren auch das Schöne und Gute, so fällt ihre höhere Einheit in das Centrum des Geistes, und das Absolute ist die Harmonie der Ideen, das nur vom Schauen noch erfaßt wird. Von diesem Absoluten ist das Wissen nur eine untergeordnete Function. Aber über dem Centrum des Geistes und der Einheit der Ideen liegt noch ein höheres, und dieß ist das Heilige, was allein absolut genannt zu werden verdient, indem es alle andere Bedeutungen des Absoluten unter sich faßt.

289. Die meisten philosophischen Systeme sind blos bei dem Vernunft-Absoluten stehen geblieben, und

diese sind zugleich die anmaßendsten und hochmüthigsten, weil sie Gott dem Begriffe gleichsetzen, den Proceß unseres Selbstbewußtseyns auf ihn anwenden und ihn unter einen ideellen Maßstab, gleichsam unter das Microscop der Speculation, bringen, wo er dann nichts Anders ist und wird, als die Potenz des Ichs. Wenige Systeme, welche außer dem Begriff auch Gefühl und Gemüth, außer dem Wahren auch das Schöne und Gute in Rechnung nehmen, sind bis zum Geistes-Absoluten vorgedrungen; diese aber sondern die Immanenz von der Transzendenz ab und erkennen in sich die Kräfte und Functionen, wie Gewissen, Ahnung und Glauben, die zur Transzendenz führen. Sie werden inne, daß über dem Wahren, Schönen und Guten das Heilige liegt, das nicht im Selbstbewußtseyn seine Quelle hat, sondern höhern Ursprungs ist.

290. Von diesem Standpunkt aus ist dann der Uebergang gebahnt zu dem Absoluten des Heiligen, das aber nur in einer Offenbarung uns kund werden kann, und zwar nicht sowohl in der allgemeinen, einer physischen, organischen und moralischen, Weltordnung, wo wir aus dem Werke auf den Meister schließen, sondern in einer besondern, positiven Offenbarung, in welcher die Creatur erst ihr Verhältniß zum Schöpfer erkennt. Dieser Standpunkt ist kein anderer, als das Christenthum, und ihn zu entwickeln so, daß Offenbarung und Selbstbewußtseyn in eine genaue Verbindung kommen, ist Sache der christlichen Philosophie.

291. Wenn wir diese Momente alle erwägen, so werden die obenerwähnten Sätze Hegels vom absoluten Geiste ihre Bedeutung aufgeben müssen. Der absolute Geist oder Gott kann nicht als das Endresultat oder als der letzte Schlußsatz einer Philosophie auftreten, weil er die ewige Voraussetzung von Allem, mithin auch von der Philosophie ist, und weil, wie ich schon früher zeigte, auch die höchsten Grundbegriffe der Vernunft nur als Prädicate dem ewig vorausgesetzten Wesen sich unterordnen.

292. Der absolute Geist steht über Begriff und Idee und über aller Realität, über aller Subjectivität und Objectivität, er ist weder eine in sich seyende noch zurückkehrende Identität, er ist keine Substanz, noch ein Urtheil in sich und in ein Wissen, überhaupt keine sich wissende Idee. Alle diese Ausdrücke sind theils vom menschlichen Selbstbewußtseyn, theils von den Kategorien entlehnt, und auf Gott übergetragen, wo sie so wenig passen, als die Form des Topfes auf die Natur seines Meisters. Wie mag es doch den Menschen einfallen, Gott in die Kreise der Speculation, wie sonst ein Object, herabzuziehen, und die uns anerschaffenen Formen auf ihn als den Unerschaffenen anzuwenden, wodurch die Würde Gottes beständig differenziirt wird?

293. Aber ein Anderes ist es, wenn wir die Kreise des Selbstbewußtseyns öffnen, um dem Heiligen, welches der Geist in Strahlen von einer höhern Sonne empfängt, den Eingang zu gestatten. Alsdann erhebt sich das ganze

Selbstbewußtseyn zu dieser höhern Offenbarung, die Ideen lassen ihre Reflexe fallen, wie das Wahre seine Begriffe und Vernunftformeln, das Schöne seine Typen und Ideale, das Gute seine Eigenschaften und Bestreben, und werden vom Heiligen integrirt, so daß Gott in seinem transzendenten Werthe rein und unangetastet bleibt und alles Unangemessene der Speculation entfernt wird. Aber diese Transzendenz ist kein Gegenstand fürs Denken und Wissen, sondern nur für Glauben und Schauen. Und so zeigt es sich, daß der Glaube in dem Abbrechen und Aufheben aller speculativen Momente erst seinen Grund findet.

294. Um diese Transzendenz zu bezeichnen, bleibt uns nur ein würdiges Prädicat, und dieß ist die unbedingte Wahl- und Macht-Vollkommenheit. Die ganze Schöpfung mit Geist, Leben und Natur ist ein reines Werk des göttlichen Wohlgefallens, welches zu begreifen oder in eine Gleichung zu fassen, alle Logik und Metaphysik vergeblich sich bemüht. Was der Geist an Freiheit und Ideen hat, was die Natur an Nothwendigkeit und Gesetzen hat, ist von Gott gegeben und geordnet, und so hat auch Gott das universelle Band des Lebens durch das Universum gezogen, um Geist und Natur zu vermitteln.

295. Gehen wir von Gott als der ewigen Voraussetzung aus, so brauchen wir keine Idee, die ihr An und Für sich zuerst festsetzen, dann in die Natur über-

gehen und in ihrer Rückkehr zum Geist werden muß. Ein viel kürzerer Weg ist der Ausgang von Gott.

Der Unterschied zwischen dem Schöpfer und der Creatur, zwischen dem unanfänglichen Geist und dem anfänglichen ist das ewige Mysterium für Engel und Menschen.[1] Aus diesem Mysterium ist Gott nach seinem Wohlgefallen und durch das blose Wort in die Offenbarung übergegangen, und dieses Wort hat in sich die Allmacht zum Erschaffen und die Allweisheit zum Ordnen. Das Erschaffen ist nichts Anderes, als das Substantialisiren des Worts, d. h. das Wort geht in die That über als Wesen, Form und Stoff. Das Ordnen aber ist nichts Anderes, als die Austheilung der drei Ideen des Wahren, Schönen und Guten. Werden die Ideen integrirt oder zu einer höhern Einheit erhoben und zugleich vereint mit dem Prinzip der Freiheit, was allerdings als Funke aus göttlichem Wesen die Ebenbildlichkeit in sich trägt, so ist dieß der Mensch, dessen Wesen als Geist, die Form als Seele und der Stoff als Leib sich darstellt. Werden die Ideen differenziirt oder zu einer niedern Ordnung der Einheit depotenzirt und zugleich in das Prinzip der Nothwendigkeit gestellt, so ist dieß die Natur, deren Wesen als Weltseele, die Form als Sonnensystem und der Stoff als Planet (für uns als Erde) erscheint. Werden die Ideen indifferenziirt oder in der Einheit an sich festgehalten und zugleich in das Ebenmaas von Freiem und Nothwendigem gestellt, so ist dieß das vermittelnde Leben zwischen Geist und Natur, dessen Wesen,

Selbstbewußtseyn zu dieser höhe
rung, die Ideen lassen ihre Reflexe
Wahre seine Begriffe und Vernunft
seine Typen und Ideale, das G
und Bestreben, und werden
grirt, so daß Gott in sein
rein und unangetastet bleibt
Speculation entfernt wir
kein Gegenstand fürs
für Glauben und
daß der Glaube in
speculativen Mo

294. Um
nur ein
dingte
ganze
rein
wel
al

ordnung überwiegt
und Stoff untergeordnet sind.
gen ist es die äußere oder objective
innere oder subjective Welt, die sich ein-
gegenüber stellen, und durch das Leben, das halb
erlich halb äußerlich ist, vermittelt sind.

297. Im Geiste oder in der Subjectivität sind die Ideen integrirt. Das Wahre integrirt sich in der Erkenntnißseite von Vorstellung, Begriff, Prinzip bis zu der unmittelbaren Sprache der Wahrheit im Gewissen. Ihre Mittelfunction ist Denken; denn was wahr

...ß gedacht werden. Das Schöne
...der Gefühlsseite vom Bilde, Typus,
...lärung in der Ahnung oder Andacht.
...ist Fühlen; denn was schön seyn
... werden. Das Gute integrirt
...n der Begierde, Neigung, Sitte
...ttelfunction ist Wollen; denn
... gewollt werden. Der
... ist, und in der Freiheit
...n sich vereint, welche
...en.

...jectivität sind die
...r als Einheiten,
...as Wahre ist dif-
...nung, wo es sich im Ueber-
...wirklicht, und in unzähligen Ver-
...tionen, Gleichungen und Gesetzen sich
...as Schöne ist differenziirt in der organi-
...rdnung, wo es sich im Uebergewicht der Form
...rwirklicht, und in unzähligen plastischen Bildungen und
Typen der Individualität sich darstellt. Das Gute ist
differenziirt in der geistigen Ordnung oder Weltgeschichte,
wo es sich im Uebergewicht des Wesens, d. i. im Gedanken, verwirklicht und in unzähligen Anstalten, Handlungen und Begebenheiten sich darstellt.

299. Und nun lassen sich diese Sätze mit der Ansicht von Hegel vergleichen:

Bei Hegel ist das Gottwerden der Proceß einer Idee,

Form und Stoff auch in einander verschmolzen sind, und nur noch die Unterschiede zwischen Mensch, Thier und Pflanze darstellen.

296. Es sind nun drei allgemeine Proportionen angegeben, 1) in den Prinzipien: das Freie, Lebens- und Nothwendige, 2) in den Ideen: das Gute, Schöne und Wahre, und 3) in den logischen Momenten; das Wesen, die Form und der Stoff. Diese allgemeinen Proportionen gehen aber auf die vielfältigste Weise ins Besondere und Einzelne ein, so daß es kein Ding in der Welt gibt, das sie nicht auf irgend eine Weise modifizirt in sich trägt. Im Allgemeinen werden sie folgenden Ausdruck annehmen:

In der Natur oder physischen Ordnung überwiegt der Stoff so, daß Wesen und Form ihm untergeordnet sind.

Im Leben oder der organischen Ordnung überwiegt die Form so, daß Wesen und Stoff sich ihr unterordnen.

Im Menschen oder der geistigen Ordnung überwiegt das Wesen so, daß Form und Stoff untergeordnet sind. Aber vor allen Dingen ist es die äußere oder objective Welt und die innere oder subjective Welt, die sich einander gegenüber stellen, und durch das Leben, das halb innerlich halb äußerlich ist, vermittelt sind.

297. Im Geiste oder in der Subjectivität sind die Ideen integrirt. Das Wahre integrirt sich in der Erkenntnißseite von Vorstellung, Begriff, Prinzip bis zu der unmittelbaren Sprache der Wahrheit im Gewissen. Ihre Mittelfunction ist Denken; denn was wahr

seyn soll, muß gedacht werden. Das Schöne integrirt sich in der Gefühlsseite vom Bilde, Typus, Ideal bis zur Verklärung in der Ahnung oder Andacht. Ihre Mittelfunction ist Fühlen; denn was schön seyn soll, muß gefühlt werden. Das Gute integrirt sich in der Willensseite von der Begierde, Neigung, Sitte bis zum Glauben. Ihre Mittelfunction ist Wollen; denn was gut seyn soll, muß gewollt werden. Der Geist ist nur Geist, weil er frei ist, und in der Freiheit die ganze Proportion der Ideen in sich vereint, welche sich im Selbstbewußtseyn verwirklichen.

298. In der Natur oder in der Objectivität sind die Ideen differenziirt, wo sie nicht mehr als Einheiten, sondern als Brüche erscheinen. Das Wahre ist differenziirt in der physischen Ordnung, wo es sich im Uebergewicht des Stoffs verwirklicht, und in unzähligen Verhältnissen, Proportionen, Gleichungen und Gesetzen sich darstellt. Das Schöne ist differenziirt in der organischen Ordnung, wo es sich im Uebergewicht der Form verwirklicht, und in unzähligen plastischen Bildungen und Typen der Individualität sich darstellt. Das Gute ist differenziirt in der geistigen Ordnung oder Weltgeschichte, wo es sich im Uebergewicht des Wesens, d. i. im Gedanken, verwirklicht und in unzähligen Anstalten, Handlungen und Begebenheiten sich darstellt.

299. Und nun lassen sich diese Sätze mit der Ansicht von Hegel vergleichen:

Bei Hegel ist das Gottwerden der Proceß einer Idee,

welche durch drei Gestaltungen sich zuletzt zum absoluten Geist rectifizirt. Er gewinnt seinen Gott als Endpunkt seiner Speculation.

Was ich Gott nenne, liegt über aller Speculation und ist vielmehr ihre ewige Voraussetzung. Der unerschaffene Geist ist, was er ist, auf einmal und auf ewige Weise. Es ist keine Entwicklung in ihm möglich, weil ihm keine Schranke entgegensteht, die er zu überwinden hätte. Er kann nicht größer werden, weil die unbedingte Macht- und Wahl-Vollkommenheit schon Alles in sich schließt. Aber offenbaren kann er sich durch seinen Willen und schaffen, was ihm beliebt; denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.

300. Bei Hegel ist Gott eine Idee; — ich setze ihn unendlich erhaben über alle Ideen. Bei Hegel ist Gott die absolute Wahrheit, ich nenne ihn den Urheber der Wahrheit, der frei über seinem Werke steht. Bei Hegel ist Gott eine ewig bei sich seyende, in sich zurückkehrende und zurückgekehrte Identität. Ich erkenne eine solche Identität blos im Ich des erschaffenen Geistes an, ohne Consequenz auf Gott, weil er keine Potenz des Ich's ist. Was wollen überhaupt alle die Ausdrücke von Seyn, Wissen, Substanz, Causalität, Identität, Indifferenz u. s. w. für Gott besagen? Was sie für den erschaffenen Geist sind, wissen wir wohl; was sie aber für den unerschaffenen sind, können wir nicht wissen, wohl aber annehmen, daß diese Vernunftformeln die Würde Gottes profaniren.

301. Bei Hegel entsteht die Natur, wenn die Idee an und für sich in ein Andersseyn übergeht, und der

absolute Geist entsteht, wenn die Idee aus dem Anders-seyn zurückkehrt. Nach meiner Ansicht geht Geist, Leben und Natur aus dem Wort Gottes zugleich hervor, und der Schöpfer hat nach seinem Wohlgefallen in denselben die Prinzipien, die Ideen und die logischen Momente substantialisirt, und zwar so, daß sie als Integrale im Geiste, als Indifferenzen im Leben und als Differenzen in der Natur erscheinen. Der absolute Geist ist daher kein Product eines Processes aus Idee und Natur; vielmehr ist er über Geist, Leben und Natur unendlich erhaben und theilt denselben nach seinem Wohlgefallen jene drei Proportionen aus. Denn eben die Substantialität der drei Proportionen ist zugleich geordnet und nicht in der Zeit sich entwickelnd.

302. Bei Hegel kommen eine Menge Geister vor, als da sind ein subjectiver und objectiver, ein theoretischer und praktischer, ein natürlicher, ein concreter, ein sittlicher, ein Völker-, Menschen- und Welt-Geist und zuletzt ein absoluter Geist, der ohne Zweifel alle übrigen zu verschlucken hat. Man kann diese Philosophie mit Recht die Vielgeisterei nennen; denn Hegel scheint das Jenseits, das er verwirft, von Geistern ausgeplündert zu haben, um sie diesseits zu verwenden, und jedem Revier einen eigenen Geist zum Vorstand zu geben.

303. Wozu diese Freigebigkeit mit Geistern? Unsere Philosophie braucht nur einen Geist und einen Gott, um allen Bestimmungen genügen zu können. Ist der menschliche Geist, was er seyn soll, so hat er auch die

freie Herrschaft über Seele und Leib; er erhebt das Selbstgefühl zum freien Selbstbewußtseyn, zur freien Selbsterkenntniß und zur freien Selbstgesetzgebung, und darum braucht es keinen eigenen theoretischen Geist. Eben so hat er die Harmonie der Ideen in sich, und diese Einheit ist die Liebe; denn es gibt im ganzen geistigen Gebiete nichts, was auf gleiche Weise wahr, schön und gut ist, als die Liebe, und darum braucht es keinen eigenen praktischen Geist.

304. Den objectiven Geist nennt Hegel die Einheit des theoretischen und praktischen, und setzt hieher den freien Willen. Das Objectivwerden des Geistes ist aber nicht das Wollen, sondern das Handeln. Zum Handeln aber kommt es erst, wenn der Begriff zum Zweck, das Gefühl zur Triebfeder erhoben wird, und nun zu beiden noch der innere lebendige Act des Entschlusses hinzukommt. Allein, es ist immer der nemliche Geist, welcher das Wahre in der Erkenntniß; das Schöne im Gefühl und das Gute im Willen leitet und ordnet, und in allen Dreien seinen freien Charakter offenbart, und es braucht keinen besondern objectiven Geist.

305. An dieser Stelle wäre überhaupt der Ort gewesen, wo Hegel vom freien Prinzip und von der aus ihm abstammenden praktischen Freiheit hätte sprechen sollen. Der Geist ist nur Geist, weil ihm Gott das Prinzip der Freiheit verlieh. Dieses Prinzip ist tränszendent und kein Erzeugniß aus uns. Es ist die Seele von Allem und nur durch dasselbe ist geistige Entwicklung möglich.

Es ist kein Begriff, auch keine Idee, sondern ein Funke aus göttlichem Wesen, wodurch der Mensch in seiner relativen Sphäre Urheber seiner Thaten und Werke ist, wie Gott in seiner absoluten Sphäre. Hegel sagt: „Die „allgemeine Bestimmung der Freiheit hat der objective „Geist nur, indem er sich denkt, Willen als freie In„telligenz ist.“ Nichts weniger, das Denken ist das geistige Differenziiren, und in ihm hat die Freiheit den niedersten Werth, es ist vielmehr an Gesetze gebunden, die es zur Erkundung des Wahren befolgen muß. Der Geist als Intelligenz ist gerade am wenigsten frei. Das Fühlen ist das geistige Indifferenziiren, und darum stehen die Gefühle (nicht die Empfindungen) höher als die Begriffe, so wie die Einheit höher ist als die Brüche und das Schöne höher als das Wahre; im Fühlen hat die Freiheit ihren mittlern Werth. Im Wollen hingegen integrirt sich der Geist und die Freiheit tritt in ihrem vollen Werth hervor. Ueberhaupt hat Hegel das, was wir Ethik nennen, ganz vernachlässigt. Er kennt kein System von Pflichten und Tugenden, keine praktische Grundsätze und Prinzipien, welche die Willensseite des Geistes allein für sich nimmt. Er hat blos einen objectiven sittlichen Geist, der sich im Staat verwirklichen soll, und verwechselt somit die sittliche Kraft mit dem Rechtsbegriff. Denn die Verwirklichung der Sitte gehört weit mehr der Kirche als dem Staat.

306. Die Bedeutung des Weltgeistes wird nach Hegel folgende seyn: „Der allgemeine Weltgeist, wie aus

„einer impliziten Idee hervorsteigend, und Substanz „und Concretheit suchend, entfaltet sich in der Welt„geschichte als der Form des Geschehens durch Staa„ten, Völker und Individuen, als für das Geschäft und „im Dienste des Weltgeistes bewußtloser Organe. Wäh„rend dieser Entfaltung erhebt er sich von einer Stufe „zur andern, und während dieser Entfaltung vollbringt „er alle die Richtungen und Gestalten des Selbstbewußt„seyns. An der Spitze derselben stehen die welthistorischen „Individuen, und in ihnen, obgleich ihnen verborgen, „lebt die substantielle That des Weltgeistes. Haben jene „Richtungen sich am weitesten entfernt, so kommt es „durch eine Rückkehr zur Versöhnung, wodurch erst der „Geist in dem höchsten Act des Selbstbewußtseyns zu „sich selbst kommt. Die Bewegung der Weltgeschichte ist „die That, wodurch sich dieser Geist zum Bewußtseyn „und damit zur Offenbarung und Wirklichkeit seines an „und für sich seyenden Wesens bringt. Das Wesen des „Weltgeistes oder Gottes, wie es an und für sich ist, „wird offenbar in den Bewegungen der Individuen, „Völker und Staaten durch die Weltgeschichte, und mit die„sem Offenbaren und Wirklichwerden kommt Gott zum Be„wußtseyn seines Wesens. Die Gestaltungen dieses Selbst„bewußtseyns in dem Gange seiner Befreiung verwirklichen „sich in den vier welthistorischen Reichen, nemlich in dem „orientalischen, griechischen, römischen und germanischen."

307. So niedrig auch die frühern Sätze Gott halten und ihn durch die im Speculationskreise eines Philosophen

vielfachen Gestaltungen einer Idee hindurchführen, so daß er in dem Andersseyn an dem Stufengang der Natur sich als Geist heraufarbeiten muß, so übertrifft doch in der Entwürdigung Gottes die Darstellung des Weltgeistes alles Andere, wenn wir die großen Ereignisse der Weltgeschichte selbst fragen.

Was ist das für ein Gott, der in dem allgemeinen Götzendienst, welcher heute noch großentheils fortdauert, sein Wesen offenbart, — der im Despotismus und Fanatismus, welche mehr als die halbe Weltgeschichte einnehmen, zum Bewußtseyn seiner selbst kommen soll, — der in den ruchlosen Planen der Politik, in den großen Leidenschaften von Ruhm-, Ehr- und Eroberungssucht, welche die Welt verheeren, und durch die blutigen Kriege und Drangsale aller Art in den Individuen, Völkern und Staaten zur Selbstklarheit gelangen soll? Ein solcher Gott ist der Satan, als Geist und Fürst der Welt.

308. Was ist das für ein Gott, der in dem winzigen Völkchen der Erde sich zu seiner Befreiung durch vier Weltreiche herausgestalten soll? Was für ein Verhältniß hat das Pünktchen Erde zu dem Weltall mit seinen Myriaden Sonnen und ihren Sternen; wovon jeder ebenso gewiß bevölkert ist und seine Geschichte hat, wie die Erde, die ja zu ihrem eigenen Sonnensystem von geringer Bedeutung ist? Wie mag nun der Wahn entstehen, daß Gott, der Geist, Leben und Natur erschuf, in den elenden Welthändeln eines Erdenvolkes zum Bewußtseyn seines Wesens kommen müsse? Scheint es nicht,

als ob die Philosophen wieder anfangen, mit Bohnen zu spielen und Kartenhäuser zu bauen, nachdem sie die einfachen Wahrheiten verschmähten, welche so klar von der Allmacht und Allweisheit Gottes zeugen, die doch beide früher seyn müssen, als die Schöpfung selbst? Muß denn die Allweisheit durch Entwicklung eines kleinen Menschengeschlechtes zur Selbstklarheit gelangen, und kann die Allmacht durch Offenbarung des geschichtlichen Ganges von ein Paar Weltreichen etwas gewinnen? Dieß ist der Hochmuth dieser Philosophen, welche glauben, alle Macht und Weisheit des Schöpfers spiegle sich in ihrem Selbstbewußtseyn ab, und es gebe nichts Höheres und nichts Tieferes, als was sie in dem Triebrade ihrer Speculation umherwälzten. Die Erde ist der Tropfen am Eimer, und die Geschichte dieses Tropfens behandelt der Philosoph, wie wenn derselbe das Weltall und er der Rathgeber Gottes wäre. Ach, wie ferne sind wir noch vom Ziele!

309. Ganz einfach ist die andere Ansicht. Im Anfang war das Wort, sagt Johannes. Im Wort liegt die Allmacht des Erschaffens und die Allweisheit zum Ordnen des Erschaffenen. Die Thatsachen belehren uns, daß Gott die drei Proportionen, wovon ich oben sprach, in dem Weltall substantialisirte. In der Integration, wo die positiven Glieder derselben, nemlich das freie Prinzip, das Wesen und die Idee des Guten, das Uebergewicht haben, entsteht das Reich der Geister, auf alle Sterne des Weltalls vertheilt, und deren Vortreff-

lichkeit sich nach der Größe des Uebergewichts jener Positivität richtet. In der Indifferenz, wo die mittlern Glieder jener Proportionen, nemlich das vermittelnde Lebensprinzip, die Form und die Idee des Schönen, überwiegen, bildet sich das Reich des Lebens, gleichfalls auf alle Sterne vertheilt, und dessen Vortrefflichkeit sich nach der Vollkommenheit des Gleichgewichts richtet. In der Differenziirung, wo die negativen Glieder, nemlich das nothwendige Prinzip, der Stoff und die Idee des Wahren, überwiegen, bildet sich das Reich der Natur, das in den materiellen Sphären und ihren Bewegungen sich ausdrückt, und dessen Vortrefflichkeit gerade in das umgekehrte Verhältniß fällt, d. h. um so größer wird, je weniger die negativen Glieder überwiegen. (Die weitere Ausführung gehört nicht hieher, sie steht in meinem Grundriß der Naturphilosophie.)

310. Wie nun Gott den großen Zusammenhang der Gesetze und Typen in Natur und Leben gelegt hat, so hat er dem Geisterreich einen Weltplan aufgegeben, dessen Entwicklung in unzählige Aufgaben zerfällt, wovon jeder Stern Eine zur Lösung in seiner Geschichte erhielt. Es gibt keinen allgemeinen Weltgeist, der durch Völker und Staaten zum Bewußtseyn gelangen müßte, sondern einen allgemeinen Weltplan, den Gott dem Geisterreich zur Erfüllung aufgetragen hat. Der letzte Endzweck vernünftiger Geschöpfe ist, ihren Schöpfer zu verherrlichen und selig zu werden, — nicht aber, sich selbst zu denken und zu wissen, — was nur

auf jenen intellectuellen Schwerpunkt der Vernunft zurückführt, der dem Geist der Liebe ganz entgegengesetzt ist. Die Verherrlichung Gottes aber, und die Beseligung ist nur in freien Wesen möglich; darum muß die Unverrücktheit des Weltplans neben der Willkühr und ihren Störungen doch fortbestehen. Die Annahme einer göttlichen Compensations-Methode, die in jede Weltgeschichte gelegt ist und die Störungen ausgleicht, genügt ganz zum Bestehen der individuellen Freiheit neben der Entwicklung des Weltplans. Die Vorherbestimmung des Plans geht nicht auf die Thatenreihen der Individuen, sondern nur auf die seculären Gleichungen des Völkerlebens.

311. In dieser Ansicht liegt eigentlich kein speculatives Moment, sondern nur die aller Speculation zum Grunde liegende Voraussetzung des unbedingten göttlichen Wohlgefallens zur Schöpfung, und dann das Ordnen und Erklären der in der Schöpfung liegenden Proportionen als Thatsachen. Die Hegel'sche Philosophie aber will keine Voraussetzung, sondern sucht in sich ein speculatives Moment auf, nemlich die Idee, die in einer nothwendigen Evolution Natur, Geist, Freiheit, Staat, Weltgeschichte und Gott gebähren soll. Hier entsteht natürlich die Frage: Hat die Idee den Geist, oder der Geist die Idee in sich? Der Geist des Philosophen muß doch nothwendig vorausgesetzt werden, wenn es zur Speculation kommen soll, und

dieß wird wohl auch bei Hegel der Fall gewesen seyn, als er seine Idee setzte. Wie läßt sich's nun reimen, daß die Hegel'sche Idee den Geist aus sich gebiert, da die Idee ohne den denkenden Geist nicht möglich ist? Offenbar kommen hier die Idee und der Geist in ein sonderbares Gemenge. Bald nimmt der Geist, nemlich in der Speculation, die Idee für sich, zieht sie aus sich hervor, entläßt sie frei, damit sie ihm die Natur schaffe; bald aber nimmt die Idee, nemlich in ihrer Entwicklung, den Geist für sich, zieht ihn aus sich hervor und entläßt ihn frei aus der Natur. Hier ist also ein Widerspruch: Hegels Geist sieht in seiner Speculation die Idee sich entwickeln, und doch soll der Geist erst aus der Idee hervorgehen. Dieses Ineinanderschieben von Geist und Idee gleicht jener komischen Scene, in welcher zwei Cameraden, einander umschlungen, von dem Gipfel eines Berges herabrollten, unten aber beim Aufstehen keiner mehr sein Ich aus dem Andern herausfinden konnte, so daß Jeder den Andern fragte, ob er der Hans oder der Christoph sey?

312. Um hiebei ins Reine zu kommen, ob der Geist der Vater der Idee, oder die Idee die Mutter des Geistes sey, hätte Hegel allerdings einen wunderbaren Proceß in sich vornehmen müssen. Er hätte seinen Geist müssen bei Seite schaffen und nichts als die Idee in dem Speculations-Kreise stehen lassen dürfen. Hätte die Idee alsdann von selbst sich in Natur und Geist und diesen in allen Wandlungen bis zum absoluten Geist entwickelt,

so wäre über die Macht der Idee kein Zweifel mehr gewesen. Wäre aber die Idee unbeweglich wie ein Automat im Kreise stehen geblieben, so hätte es sich entschieden, daß nur der Geist des Philosophen sie bewegt und so gestaltet habe; aber dann ist die Annahme schwer, daß der Geist aus der Idee geboren werde. Nach Allem zu urtheilen, gehört die ganze Sache unter die dialectischen Kunststücke, in welchen der menschliche Geist an einer imaginirten Idee sich selbst zum absoluten Geist potenzirt. Hier liegt eben ein Hauptpunkt, nemlich der große Wahn, daß der menschliche Geist die Processe seines Selbstbewußtseyns und die Vernunftformeln auf die Gestaltung Gottes überträgt, und ihn, wie der Dichter seinen Helden, ein logisches Drama spielen läßt.

313. Unsere Ansicht ist ebenso auch ferne von dem Streite, ob die Philosophie von dem Monismus des Gedankens, wie sie es nennen, oder vom Dualismus auszugehen habe. Ob man eine Idee annimmt, die dialectisch sich in Gegensätze entwickelt, oder ob man von einer ursprünglichen Gleichung zweier Gegensätze ausgeht, ist in unserer Ansicht völlig gleichgültig, weil der Wille Gottes, der über alle Dialectik und Gleichungen erhaben ist, vom Einen oder Andern nach Belieben ausgehen kann. Indessen ist es, da Gott selbst den Gegensatz zwischen Geist und Natur als Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit so scharf gefaßt hat, kaum glaublich, daß die Speculation den Monismus des Gedankens werde halten können. Der Ruhm der Hegel-

schen Philosophie, sagt man, gründe sich darauf, was bis jetzt noch keinem Philosophen gelungen sey. Bekanntlich hat Hegel das Seyn und das Nichts für identisch erklärt, und dadurch allerdings den Vortheil erhalten, daß Logik und Dialectik schon ursprünglich in der Idee wohnen und nach Belieben zum Positiven und Negativen, zum Abstracten und Concreten sich gebrauchen lassen können. Aber es liegt doch ein versteckter Dualismus darin, und es ist nur allzuwahr, daß Hegel die Indifferenz mit Identität verwechselt hat. Das Seyn als unendliche Position und das Nichtseyn als unendliche Negation müssen selbst in der göttlichen Speculation (wenn eine solche ist) entgegengesetzt seyn, aber auch sich an einander aufheben in einer absoluten Indifferenz, welche das Eins schlechthin oder die Grundlage alles Endlichen ist. Dieses Eins ist zwar der Monismus, aber, wie gezeigt, doch ein versteckter Dualismus zweier unendlichen Factoren.

314. Uebrigens ist dieß Alles gleichgültig. Ob der eine Philosoph mit seinem Gespann hinüber und der Andere herüber fährt, liegt wenig daran, sie begegnen einander doch auf dem Wege, und es ist um die Unterschiede die Hand nicht umzukehren. So lange die Speculation nicht in einer ewigen Voraussetzung ihren Grund findet, in dem sich nicht nur alle Gegensätze, sondern auch alle Gleichungen, nicht nur alle Differenzen, sondern auch alle Einheiten völlig aufheben, so kann und wird sie nie zur Ruhe kommen. Daher kann auch das Hegel'sche

System den in seinen höheren Interessen sich klar gewordenen Geist nicht befriedigen, wie überhaupt kein speculatives System, und wenn deren noch hundert kommen sollten. Aber dieß hat Hegel vor Andern voraus, daß er den Begriff am stärksten in die Rippen genommen hat, so daß er in drei großen Sätzen oder Lanzaden das vermeintliche Ziel erreichte, was die andern Systeme, die zu viel unterwegs sich aufhielten, umsonst zu erreichen suchten.

315. Was ich ewige Voraussetzung nenne, ist nicht etwa das erste oder letzte Postulat, von welchem der Philosoph in gutem Glauben den Anfang seiner Construction entlehnt; sie erinnert uns vielmehr an die unendliche Kluft zwischen dem Erschaffenen und Unerschaffenen, zwischen dem Anfänglichen und Unanfänglichen, über welche die Philosophie keine Brücke bauen kann, und, wenn sie einen Sprung wagt, sicher in den Abgrund fällt, wo der Sinn zum Unsinn und der Gedanke zum Ungedanken wird.

316. Die Frage muß entstehen: Ist die Idee, welche Hegel aufstellt, frei vom menschlichen Geist erzeugt, oder ist sie wie ein geistiges Samenkorn demselben eingepflanzt? Im erstern Fall hat die Idee keinen andern Werth, als beim Dichter das Epos; mag auch die Originalität ihrer Gestaltung und die Combination ihrer Elemente noch so groß seyn, sie hat dennoch keine substantielle Wahrheit. Im andern Falle hingegen hat die Philosophie in dem geistigen Samen-

korn die vollste Wahrheit und entfaltet sie auch, aber nun kommt die Frage, wer hat diese Idee dem menschlichen Geiste eingepflanzt? Die Antwort lautet: Es ist eine Gabe von Gott, dem Geiste in sein Zeitleben mitgegeben, damit er durch ihren rechten Gebrauch die Wahrheit erkenne, die von Gott kommt, die aber nicht Gott selber ist.

317. Immer muß die Gabe vom Geber unterschieden bleiben, denn der Geber geht nicht aus der Gabe hervor, sondern die Gabe hat den Geber zur Voraussetzung; d. h. Gott geht nicht aus der Idee der Wahrheit hervor, sondern ist ihr Urheber und Geber. Wie aber überall die Natur des Gebers von der Beschaffenheit der freien Gabe unterschieden ist, so ist es auch das Wesen Gottes von der Idee der Wahrheit; der Satz ist demnach irrig, den Hegel ausspricht: „Gott ist die absolute Wahrheit.“ Wenn der Gärtner seinen Kohl gepflanzt, so entfaltet sich dieser zur Blüthe und Frucht, aber der Gärtner selbst wächst nicht aus ihm hervor, und so ist es auch mit der Idee und Gott. Das geistige Samenkorn entfaltet auch seine Blätter, Blüthen und Früchte, aber es gebiert Gott nicht aus sich. Die Idee hat Gott zu ihrer ewigen Voraussetzung, aber Er selbst ist nicht in der Idee. Gott ist durch seine Gabe zwar offenbar, aber sein Wesen kann in keine Idee gefaßt werden.

318. Der Schein der Hegel'schen Philosophie besteht eben in dem Zusammenschmelzen der beiden Ansichten, ob die Idee frei vom Geiste erzeugt oder als

geistiges Samenkorn in ihn gepflanzt sey. Hegel stellt die willkührlich erzeugte Idee vor sich hin und erschafft sich, wie in einem logischen Epos, Welt, Seele und Gott. Aber eben dieses Epos erhält den Schein von Wahrheit dadurch, daß er die in dem geistigen Samenkorn liegenden Formen, Kategorien, Prinzipien und Gesetze zu jener Entwicklung benutzt. Dadurch entsteht ein Helldunkel von Wahrheit und Dichtung, durch welches der an einigen wahren Sätzen fortgeleitete, aber befangene Leser sich leicht verführen läßt, die erdichteten Processe der Idee für wahr zu halten. Nichts ist gefährlicher, obgleich sehr anziehend, als das halbe Verstehen, weil die Sätze, die man versteht, ihren Glanz auf das Dunkel werfen, das man nicht versteht, aber zu verstehen glaubt.

319. Der stärkste Trug liegt in Hegel selbst, weil er nicht erkennt, daß er Dramatiker, Schauspieler und Zuschauer zugleich ist. Dramatiker ist er, indem er eine Idee in seinem Speculationskreise aufstellt, die Acte und Factoren des Selbstbewußtseyns nebst den allgemeinen Vernunftformeln und Kategorien in dieselbe hineinlegt, und sie in verschiedene Processe und Situationen bringt, wozu das Gesetz schon im Selbstbewußtseyn vorhanden ist. Schauspieler ist er, indem sein Geist die Rolle des absoluten Geistes übernimmt und durchführt; denn wer möchte je glauben, daß der dem Hegel'schen Geiste erschienene absolute Geist ein anderer seyn könne, als sein eigener potenzirter Geist? Zuschauer aber ist er,

indem er von Dichtung und Mimik abstrahirt und glaubt, die Idee habe ihre drei Processe von selbst vor seinen Augen entwickelt.

320. Hegel will Gott nicht blos denken, begreifen, erkennen und in eine Wissenschaft bringen, sondern er läßt ihn auch handeln und führt ihn durch verschiedene Stufen hindurch, damit er aus seiner Negativität in der Entäußerung als Natur, d. h. aus seiner Ohnmacht zu sich selbst komme. Wie jener Schauspieler, der im ersten Act Hirtenknabe ist und im dritten Act zum König gesalbt wird, nach geendigtem Drama fragte, wo ist denn mein Königreich, so muß der Hegel'sche Gott, der im ersten Acte implizite Idee, im zweiten Natur und im dritten absoluter Geist wird, auf gleiche Weise fragen, wo ist meine Schöpfung? Beides aber ist ein Traum, — der Hirtenknabe als König, und die Idee des Philosophen als absoluter Geist, — ein Traum, der die Objectivität vorspiegelt, aber keine hat, und worin die vorherrschende Einbildung zur wirklichen Vorstellung wird, wie bei den vermeintlichen Königen der Irrenhäuser. Sollte der Unbefangene nicht einmal einsehen, daß, wenn der Philosoph eine speculative Idee zum Schöpfer Himmels und der Erde werden läßt, er es selbst ist, der den Purpurmantel um sich wirft und den Scepter des absoluten Königs in die Hand nimmt, sogleich aber auch sein wirkliches Ich von dem potenzirten Ich unterscheidet und die Welt glauben machen will, es seyen Ihrer Zwei. Darin liegt der tausendjährige Irrthum der Philosophie, sie macht sich zum Schöpfer und Gott ist ihr Geschöpf.

321. Eine ganz andere Ansicht gewinnen wir, wenn wir die umgekehrte Methode einschlagen.

Gott, als die ewige Voraussetzung von allem Denken, Fühlen und Wollen, von allem Bewegen, Leben und Handeln, und besonders von aller Philosophie, kann von Menschen kein ihm würdigeres und gleicheres Prädicat erhalten, als die ewige Wahl- und Macht-Vollkommenheit. Dieses Prädicat mahnt uns sogleich an den unendlichen Abstand zwischen dem menschlichen und göttlichen Geist; denn welcher Mensch vermöchte die unbedingte Freiheit in der Wahl unter eine Gleichung und die Allmacht unter ein Gesetz zu stellen? Das Prädicat mahnt uns an die gänzliche Vergleichungslosigkeit zwischen Unerschaffenem und Erschaffenem, zwischen Unanfänglichem und Anfänglichem; es zeigt uns, daß, wenn Gott sich nicht selbst offenbarte, keine Idee und keine Entwicklung des Selbstbewußtseyns uns auf Ihn hinleiten könnte.

322. Wie sollte auch ein erschaffener Geist sich von den kreatürlichen Formen befreien oder von denselben abstrahiren können, um zu wissen, was war, ehe Gott den Rathschluß zu Erschaffung der Geister und der Naturen gefaßt hat? Unsere höchsten Begriffe, Ideale und Eigenschaften sind und bleiben kreatürliche Formen, und selbst das Absolute, das wir als den höchsten Einheitspunkt auf das göttliche Seyn übertragen zu können wähnen, ist nichts Anderes, als die höchste Ordnung von Einheit, in welcher alle jene krea-

türliche Formen ihren Anfang und ihre Rückkehr, ihren Ausgang und Eingang, ihr Bestehen in sich, an sich, aus sich und für sich auf speculative Weise finden. Dieser Einheitspunkt liegt nicht über dem menschlichen Geiste, sondern in ihm, und bildet die Urgleichung von Wissen und Seyn, nicht wie sie in Gott sind, sondern wie die Philosophie sie im menschlichen Geist findet. Es ist ein transzendenter Schein, daß das Absolute das göttliche Seyn darstelle, welcher daher rührt, daß die Vernunft das Centrum des Geistes für ein fremdes und nicht ihr zugehöriges hält und dem Göttlichen gleichsetzt. Wäre der menschliche Geist wieder in seinem Centrum zur Klarheit gekommen, so würde er in die Fülle göttlicher Offenbarung schauen und die Vernunft würde aufhören, die Urgleichung von Wissen und Seyn dem Göttlichen gleichzusetzen. Dagegen würde sie das Prädicat der ewigen Wahl- und Macht-Vollkommenheit, welche über allen Gleichungen steht, ohne Bedenken Ihm beilegen.

323. Taugt aber die Urgleichung von Wissen und Seyn nichts, um das Göttliche zu bestimmen, so taugen noch viel weniger alle die logischen und metaphysischen Momente. Was göttliche Freiheit ist, kann keine Philosophie erfassen, weil jede Fassung ihr Abbruch thut und sie an Begriffe bindet, die sie zernichten. Selbst für die menschliche Freiheit, die doch nur eine relative Sphäre hat, kann kein Begriff der Vernunft zureichen, um ihr inneres Leben zu fassen. Wären nicht lebendige Zeugen der Freiheit in uns, der Begriff der Vernunft kann uns nicht

nur nicht davon unterrichten, sondern ist vielmehr beflissen, die Freiheit zu verneinen und sein absolutes Gesetz allein gelten zu lassen. Darin hat es die Hegel'sche Philosophie weit gebracht.

324. Die ewige Macht- und Wahl-Vollkommenheit geht über in's Daseyn und in ihm offenbart sich Gott ganz nach seinem Willen und nicht nach seinem Wesen, wie es heißt: „Herr! du hast alle Dinge ge„schaffen und durch deinen Willen haben sie das „Wesen und sind geschaffen.“ Der Satz, „daß die ganze „Schöpfung nicht aus dem Wesen Gottes, sondern nur „aus seinem Willen geschaffen sey, und daß nur der „Geist durch die Mittheilung des freien Prinzips einen „Funken des göttlichen Wesens in sich habe,“ gehört unter die Hauptsätze derjenigen Philosophie, welche von der ewigen Wahl- und Macht-Vollkommenheit ausgeht, weist aber alle jene Systeme zurück, welche von einer Substantialität Gottes oder von einer Emanation seines Wesens in der Welt sprechen.

325. Wir müssen uns überhaupt hüten, die Einrichtung des erschaffenen Geistes und besonders unseres Selbstbewußtseyns als Maßstab auf Gott zu übertragen. In uns ist allerdings ein Verhältniß gesetzt zwischen Denken und Wollen, zwischen Wissen und Handeln, zwischen Vernunft und Willen, zwischen der Idee und ihrer Verwirklichung, zwischen dem Gesetz und der That, aber eben dieses Verhältniß ist dem endlichen Geist von Gott gegeben, und es ist nicht der mindeste Grund vorhanden,

für Gott eine gleiche Einrichtung vorauszusetzen. Würden wir in Gott etwas voraussetzen, was von seiner ewigen Wahl unabhängig wäre, so müßten wir nothwendig fragen, wer denn diesen von Ihm unabhängigen Grund oder Ungrund gesetzt habe? Solche Annahmen gehen ins Leere zurück.

326. Man fragt: Ist Gott nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte? — Er ist es, wenn, wie und wo Er es seyn will, nicht aber, als ob diese Bestimmungen unabhängig von seinem Willen vorhanden wären; vielmehr hat Er selbst erst bestimmt, was wahr, schön und gut seyn soll und dasselbe seinen Creaturen zum Gesetz gegeben. Für uns ist es genug zu wissen, daß dieses Gesetz sein Wille ist und daß Er, wie jeder vollkommene Gesetzgeber, seinem einmal ausgesprochenen Willen getreu bleiben und nach seinem Gesetz verfahren wird. Mehr hat ja der Mensch nicht zu wissen nöthig, um das Heil seiner Seele zu besorgen.

327. Die Philosophie hat allerdings eine schwierige Beziehung zum göttlichen Seyn, weil sie in Gott gar nichts voraussetzen kann, als seine ewige Wahl- und Macht-Vollkommenheit. Sie soll einen Willen sich vorstellen, der seine Ideen zum Plan einer Weltschöpfung erst hervorbringt, während der menschliche Geist die Ideen des Wahren, Schönen und Guten als Urbilder schon vorräthig in sich findet, um seine Plane darnach einzurichten. Darin liegt eben der mächtige Unterschied zwischen Creatur und Schöpfer; allein die Philosophie

beachtet ihn nicht und glaubt immer noch, ihre höchsten Grundbegriffe, Ideale und Eigenschaften seyen ein Maßstab für Gott. Dadurch wird Gott nichts mehr und nichts weniger, als die Potenz des Selbsts, so daß wir die Wahl haben, ob wir Gott einen großen Menschen oder den Menschen einen kleinen Gott nennen wollen. Betrachten wir die Idee, wie sie Hegel aufstellt, so ist die Urgleichung unseres Denkens, der Urtypus unseres Fühlens und das Urgesetz unseres Wollens schon in sie hineingelegt oder vielmehr hineingedichtet, und nun, wer möchte sich wundern, wenn alle diese Momente bei der Analyse der Idee wieder zum Vorschein kommen?

328. Das göttliche Seyn ist (um in Ermangelung eines Begriffs ein Bild zu geben) eine unendliche Strahlenfülle, aus welcher Gott hervorruft, was er will. Sagt Gott zu einem Strahl: „Gehe hin und werde Wahrheit," so wird er's; zum andern: „Gehe hin und „werde Leben," so wird er's; zum dritten: „Gehe hin „und werde ein Sonnensystem," so wird er's, und dieß auf gleiche Weise, wie die Genesis sagt: „Und Gott „sprach, es werde Licht und es ward Licht." Dieses noch wenig besagende Bild möge genügen, um einigermaßen die ewige Wahl- und Macht-Vollkommenheit in's Licht zu setzen und jenem Ausspruche Christi: „Bei Gott „ist kein Ding unmöglich," eine Deutung zu geben. Es hilft hier nichts, auch der Begriff des Absoluten und die sublimirteste sich selbst denkende Idee ist und bleibt ein intellectuelles menschliches Machwerk, das zum göttlichen Seyn kein Verhältniß hat.

329. Hegel hat zwei Cardinalsätze, die sein System wie eine Schutzmauer umgeben, so daß derjenige, der diese Mauer nicht durchbricht, in den immanenten Consequenzen des Systems gefangen gehalten wird, wie die Mücke an dem Gewebe der Spinne. Sie sind:

1) Daß Gott die absolute Wahrheit sey,

2) daß in der Sphäre des reinen Gedankens das Seyn und das Nichts identisch seyen und daß aus beiden das Werden folge.

330. Gibt man den ersten Satz zu, daß Gott die absolute Wahrheit sey, so ist es natürlich, daß die Vernunft, welche die gleiche Wahrheit anspricht, sich im Wissen absoluter Dinge mit Gott auf gleiche Linie stellt, und alle die Prinzipien der Wahrheit, wie überhaupt die Vernunftformeln, dazu benutzt, um Gott selbst in eine logische Nothwendigkeit zu bringen, in der Voraussetzung, daß der absolute Geist sich ganz nach unsern Gesetzen der Wahrheit bequemen müsse. Daher nahm Hegel nicht den geringsten Anstand, Gott in die Sphäre seiner Speculation zu ziehen, ihn einen Begriff oder Idee zu nennen, Processe mit ihm vorzunehmen, ihn in die Relationen von An sich, Für sich, An und Für sich zu setzen und die ganze Kategorien-Tafel auf ihn anzuwenden, so daß der Schlußsatz des ganzen Systems in den Satz sich endigt: „Gott ist die wissende Wahrheit.“

331. Gibt man aber diesen Satz nicht zu und nimmt an, „Gott sey der Urheber der Wahrheit,“ er

habe sie gegeben und geordnet und dem menschlichen Geist als Idee und Gesetz zugetheilt, so verhält es sich anders. Wir wissen alsdann nur, was das Werk ist, aber nicht, was der Urheber desselben ist, und sind nicht im Geringsten befugt, das Werk dem Meister gleichzusetzen. Gott ist mehr als wahr, er ist heilig, und dieß Prädicat liegt schon über der menschlichen Speculation, weil das Heilige kein Erzeugniß aus unserm Selbstbewußtseyn ist. Ueberhaupt hat die Wahrheit verschiedene Formen. Das Wahre an sich ist gerade die niederste Form, das Wahre im Schönen und das Wahre im Guten sind schon höhere Formen; die vollkommenste Form aber ist das Wahre im Heiligen, und dieß ist die Wahrheit des Worts, die über alle Speculation erhaben ist. Darum sagt Christus: „Ich bin die Wahrheit."

332. Gibt man den zweiten Satz von der Identität von Seyn und Nichts und ihrer Folge des Werdens zu, so werden alle Trichotomien, die sich wie Stufen über einander ordnen, den Charakter derselben annehmen, so daß zuletzt, wie wir es bei Hegel sehen, die Dreieinigkeit in dieses Schema gepreßt wird. Wenn das Seyn schon das Nichts mit sich führt und mit ihm identisch ist, so kann die Dialectik damit machen, was sie will.

333. Gibt man aber den Satz nicht zu, aus den früher schon angeführten Gründen, indem nemlich von Hegel Indifferenz mit Identität verwechselt ist, so verhält es sich anders. Das Eins schlechthin oder die Grundlage alles Endlichen läßt sich einerseits in alle negative Werthe und

Ordnungen auflösen bis zum absoluten Differential, und andererseits in alle positive Werthe und Ordnungen erheben bis zum absoluten Integral. Diese beiden Extreme aber sind durch alle mögliche endliche Werthe und Ordnungen getrennt, und daher sich auch einander entgegengesetzt, wie das Unendlich-Kleine und Große; Beide aber können nie unmittelbar in einander übergehen, ohne alle zwischenliegende Exponenten zu durchlaufen. Ihre Bewegung aber geschieht nicht durch eine in der Idee liegende Dialectik, sondern durch eine Kraft, die von Gott kommt und über allen Ideen liegt.

334. Erwägen wir die aufgestellten Sätze, so erhellt, daß der dreifache Proceß Hegels, in welchen er die Idee und Gott verwickelt, nichts Anderes ist, als die Projection des Evolutions-Gesetzes unseres Selbstbewußtseyns, das aber über den Kreis der Speculation hinaus keinen Werth hat. Das Ich hat eine dreifache Natur, welche der Satz des Selbstbewußtseyns: „Ich weiß, daß ich bin," zu erkennen gibt. Das Ich setzt sich doppelt, theils als wissendes, theils als seyendes Ich; aber diese doppelte Position wäre nicht möglich, wenn nicht ein Absolut-Identisches im Ich wäre, welches die Gegensätze von Wissen und Seyn in sich vermittelte. Dieses Absolut-Identische ist das freie Prinzip, das der Geist dem Centrum der Seele mittheilt. Diese dreifache Natur des Ichs, nemlich als Wissendes, Seyendes und Absolut-Identisches, hat Hegel in einen dreifachen Proceß verwandelt, und so angeordnet, daß das wis-

sende Ich die Rolle des logischen Begriffs, das seyende Ich die Rolle der Natur, und das absolut-identische die Rolle des absoluten Geistes oder der in ihrem Seyn sich wissenden Idee übernimmt.

335. Nach dieser Ansicht läßt sich der Grundcharakter der Hegel'schen Philosophie aus dem Gesetz des Selbstbewußtseyns entwickeln.

Die innere Subjectivität des wissenden Ichs wandelt Hegel zum logischen Begriff um, die innere Objectivität des seyenden Ichs in seiner Entäußerung wandelt er zur Natur um, und das Absolut-Identische des Ichs wird ihm als höhere Gleichung von Wissen und Seyn zum absoluten Geist oder zur sich selbstwissenden Idee gleich Gott. Mit dieser Methode gewinnt Hegel zuerst die zwei großen Hälften der Subjectivität und Objectivität mit ihrer höhern Einheit im Absoluten; Beides setzt er in die Kategorien der Qualität, Quantität, Relation und Modalität. Aus der Qualität entsteht ihm das Seyn (Position), das Nichts (Negation) und das Werden (Limitation), wobei er irrigerweise die beiden Erstern einander gleichsetzt. Aus der Quantität nimmt er die Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit, die er gleichfalls unter gewissen Bestimmungen einander gleichsetzt. Aus der Relation nimmt er die Substanz, Causalität und Wechselwirkung, welche dazu da sind, die Andern zu verknüpfen. Nimmt man nun die Kategorie der Modalität und die übrigen logischen Momente, wie das Ab-

stracte und Concrete, Begriff, Urtheil, Schluß u. s. w., hinzu, so haben wir den ganzen großen Apparat, welchen Hegel benutzt, um ein in proportionalen Combinationen fortschreitendes und scharfsinnig geordnetes System aufzustellen.

336. Wäre es nur um die intellectuelle Ordnung zu thun, in welche der Mensch gestellt ist, und wäre kein höheres Interesse in uns, als nur das an und für sich Wahre zu suchen, so würde das Verfahren, das Evolutionsgesetz unseres Selbstbewußtseyns überall als Maßstab anzulegen, uns wohl befriedigen können. Aber der große Irrthum liegt darin, daß aus diesen logischen Formeln ein Gott sich ausgebären soll, daß der menschliche Geist aus den Kreisen der Speculation zum absoluten Geist sich erheben will, und daß ein sich selbstdenkender Begriff jene über dem menschlichen Bewußtseyn liegende Region ausfüllen soll, welche nnr Gewissen, Ahnung und Glaube und jene dem Geiste zugehörige Functionen, wie die Harmonie der Ideen, die Freiheit und das Schauen der Heiligen auf eine unzweifelhafte Weise uns öffnen.

337. Nicht wohl begreiflich ist es, warum Hegel die Glieder der Grundgleichung, nemlich Wissen, Seyn und Selbst, in eine Aufeinanderfolge oder in die Form des Geschehens bringt, da es doch klar ist, daß kein Selbstbewußtseyn möglich wäre, wenn nicht Wissen, Selbst und Seyn zugleich gegeben wären. Wie konnte der Gedanke entstehen, daß die sich entäußernde Idee zuerst physische

Natur, dann Leben und zuletzt Geist werden müsse? Wir erkennen allerdings eine aufsteigende Progression in der physischen, organischen und geistigen Ordnung, aber sie sind von Anfang der Schöpfung zugleich gegeben, und stehen unter drei Prinzipien, wovon keines dem andern gleich ist, aber auch keines das andere in der Wechselwirkung entbehren kann. Der große Unterschied ist, daß die Hegel'sche Philosophie den absoluten Geist als den höchsten Exponenten aus ihrer Entwicklungsreihe hervortreten läßt, — aus einer Reihe, die der menschliche Geist sich selbst geschaffen hat, während unsere Ansicht den absoluten Geist zur ewigen Voraussetzung aller Entwicklungsreihen macht, so daß alle jene Ordnungen sammt den Prinzipien, die sie beseelen, nach freiem Belieben von Gott gegeben, eben so neben einander existiren, als die Factoren unseres Selbstbewußtseyns.

338. Das Verdienst Hegels um die Philosophie besteht hauptsächlich darin, daß er die Aufgabe fest ins Auge faßte, die dreigliederige Grundgleichung des Selbstbewußtseyns mit allen logischen Momenten unserer Erkenntnißseite in die Idee der Wahrheit aufzunehmen und ihre innere Systematik zu zeigen, die allerdings in der Natur wieder sich vorfindet, was die Naturphilosophie zu erweisen hat. In dieser Vollständigkeit die Aufgabe zu lösen, ist noch keinem frühern Philosophen gelungen; aber sind damit wohl alle die Forderungen erfüllt, die wir an die Philosophie machen können?

339. Nach dem Standpunkte, welchen die heutige Philosophie gewonnen hat, lassen sich drei Aufgaben bestimmt unterscheiden. Die erste Aufgabe enthält drei Lösungen, wovon jede eine subjective und objective Seite hat. Das Selbstbewußtseyn ist ihre Grundlage. Die erste Lösung zerfällt in Logik und Naturphilosophie; in Beiden ist das Wahre an und für sich das Vorherrschende. Die zweite Lösung beschäftigt sich damit, daß sie dieselbe Grundgleichung mit allen ästhetischen Momenten unserer Gefühlsseite in die Idee der Schönheit aufnimmt, und ihre innere Typik darstellt, welche sich dann im Reiche des organischen Lebens auf substantielle Weise wieder vorfindet. Hieher gehören Aesthetik und Biologie. Bei Hegel ist das Schöne der Kunst und die reiche Plastik des Lebens so sehr unter den Begriff des Wahren gestellt, daß ihr eigenthümlicher Werth ganz verloren geht. Was er vom Gefühl sagt, zeugt von wenig Bekanntschaft mit dem Schönen, das sein Leben vom Gefühl erhält.

340. Die dritte Lösung beschäftigt sich damit, daß sie die nemliche Grundgleichung des Selbstbewußtseyns mit allen sittlichen Momenten unserer Willensseite in die Idee der Tugend aufnimmt und ihren Gesetzesplan zeigt, der dann in der Weltgeschichte sich wieder nachweisen läßt. Hieher gehören Ethik und Geschichtsphilosophie. Kann schon der Begriff sich nicht mit dem Schönen messen, so kann er noch weit weniger dem Guten sich gleich stellen; daher ist auch die Moral bei Hegel so dünn und mager,

daß sie einem blosen Schatten gleicht, und die Geschichtsphilosophie ist nichts Anderes, als die historische Entwicklung des starren Begriffs der Nothwendigkeit, welchen er Weltgeist nennt, in verschiedenen Richtungen, ohne das freie Prinzip, das eine so große Rolle in der Weltgeschichte spielt, zu berücksichtigen. Hegel kennt blos eine Freiheit oder Befreiung im Begriff und zum Begriff; ich aber kenne blos eine Freiheit, die sich vom Begriffe ablöst und über ihm steht.

341. Alles, was diese erste Aufgabe in sich faßt, kahn man die Philosophie der Vernunft nennen; aber es gibt noch eine zweite Aufgabe, welche höher liegt, und welche erst Philosophie des Geistes genannt zu werden verdient.

Um diese zu finden, muß das Wahre, Schöne und Gute wieder in eine höhere Gleichung gebracht werden, und dann erst erreicht der Philosoph das Centrum des Geistes, in welchem die Harmonie der Ideen ist. Was Hegel Philosophie des Geistes nennt, ist nichts Anderes, als ein Vertiefen der Idee zum Sichselbstwissen, was wohl Sache der Vernunft, aber nicht des Geistes ist. Eine Philosophie des Geistes muß zuerst das festhalten, was dem Geiste eigenthümlich ist, wie das Schauen des Heiligen, die Function des freien Prinzips, und, wie schon erwähnt, die Harmonie der Ideen.

342. Durch das erste Moment wird der Geist auf eine göttliche Offenbarung hingeleitet, die er nicht aus sich selbst wissen kann, und die über allen Kreisen des Selbst-

bewußtseyns liegt. Das zweite Moment fordert den Ausgang der Construction von dem Prinzip der Freiheit mit Entfernung aller Gesetze der Nothwendigkeit. Darin unterscheidet sich eben die Philosophie des Geistes von der Philosophie der Vernunft, daß diese den absoluten Begriff als Gesetz der Nothwendigkeit in das Centrum ihres Wissens stellt, jene aber von dem freien Prinzip ausgeht, so daß die Wahrheit selbst zur Freiheit wird. Eine solche Wahrheit aber ist weder logisch noch metaphysisch, sondern vielmehr moralisch und religiös, — es ist jene Wahrheit, wovon Christus sagt: „Die Wahrheit wird euch frei machen."

Das dritte Moment aber ist das, was für das Wahre, Schöne und Gute noch eine höhere Gleichung fordert.

343. Die Philosophie des Geistes hat zweitens das Geschäft, den Standpunkt der Offenbarung mit dem Standpunkte des Selbstbewußtseyns in Verbindung zu setzen. Dazu sind gemeinschaftlich der Seele und dem Geiste die Functionen von Gewissen, Ahnung und Glauben verliehen, welche nur auf dieser Stufe ihre wahre Würdigung finden können. Hier erst ist auch die Genesis von der Idee Gottes. Was der Geist, freilich nur in dunkeln Strahlen, vom Heiligen empfängt, leitet er durch Gewissen, Ahnung und Glauben in die Seele fort, wo sich der göttliche Strahl mit den Ideen befreundet, und im Vereine mit denselben Gott zu einem lebendigen Bilde in uns macht, das zwar den Charakter der Persönlichkeit

Der magnetische Zug der Seelen und die Eingänge zur Hölle.

„Wer diese Zeit versäumt, und sich zu Gott nicht kehrt,
„Der schrei' Weh über sich, wenn er zur Hölle fährt."

Es ist eine ganz bekannte Erfahrung, daß wenn der Mensch sich der Sünde hingibt, und sich durch die Warnungen, die ihm Gott im Gewissen oder durch andere Menschen, oder auch durch die fühlbaren Folgen seiner Verirrungen ertheilt, nicht aufhalten und zur Umkehr bewegen läßt, er alsdann immer tiefer und endlich einer völligen Verstockung, ja dem Schwert der Gerechtigkeit anheim fällt. Die Sünde und das Laster, mit denen er sich einmal eingelassen hat, üben eine so mächtige Herrschaft über ihn aus, daß es ihm aus eigener Kraft immer schwerer und kaum möglich ist, sich ihrem Joche zu entwinden; er hat einen magnetischen Rapport, eine Verwandtschaft, eine Ehe mit ihnen eingegangen, er kann sie nicht lassen. Die Gnade begegnet ihm und sucht ihn

zu lösen von den Banden seiner Knechtschaft; aber sein verdorbener Wille zieht die Täuschungen vor, womit das finstere Reich (Ephes. 6, 12) ihn reizt, und ihn enger und enger einschnürt und dahinreißt. Jede, auch die härteste Strafe, ist alsdann eine Wohlthat für ihn, eine Seelenrettung, wenn auch das Fleisch zu Grunde gehen müßte (1 Petr. 4, 1); und darum wird in den Psalmen um die Bestrafung und Vertilgung der Feinde Gottes und des himmlischen Gesalbten gebetet, nicht damit sie wahrhaft unglücklich werden, sondern damit ihren Versündigungen Einhalt geschehen und ihrer Verdammniß zugleich mit dem Uebel, das sie anrichten, gesteuert werden möge. Je länger der verderbliche Zug in ihrem Herzen dauert, Nahrung und Gelingen findet, um so unheilbarer werden sie; und die Verbrechen, die in dieser Welt nicht erkannt, bereut und gebüßt werden, führen an einen Ort, wo sie weit schwerer, wenn je, gesühnt und hinausgetilgt werden durch die Kraft des Glaubens, dessen Mangel ihr Ursprung ist. Eben das ist die Absicht des Feindes, daß nämlich entweder zeitliches Unglück, oder was ihm weit lieber ist, Ungestraftheit hier, und dort das ewige Gericht, seine Bemühungen an ihnen kröne, vermöge des magnetischen Zugs, der in der Seele fortlebt, und wenn er nicht bei Leibesleben unterbrochen wird, sie unaufhaltsam in ein geistiges Verderben zieht. Dieses Verderben ist schon wirklich auf Erden in ihr, und enthüllt sich nur bei dem Verscheiden; der Sünder ist in der Hölle, oder die Hölle ist in ihm, bis sie an ihm förmlich ausschlägt, ihn mit ihren Flammen

umschlingt und in ihren Abgrund fortzieht. Der Wurm, der nicht stirbt, und das Feuer, das nicht verlischt, wohnen in seinem Busen; sie finden nur im Sinnenleben noch Nahrung außer ihm; dort aber, wo die Sinne nicht mehr sind, zehren sie an ihm selbst, und er gelangt zu der Frucht im Wesen, aber ohne Befriedigung, die sein Hunger hier zu suchen gewohnt war, und die ihn scheinbar eine Zeit lang sättigte. Kurz, der magnetische Zug, der ihn hier zur Sünde führte, ohne daß er ihm widerstehen konnte, führt ihn dort unwiderstehlich zur Verdammniß. Die Sünde ist hier sein Element geworden, die Verdammniß ist es dort; denn die Sünde ist selbst die Verdammniß. Ein Wolf im Lammsfell ist wesentlich ein Wolf; entkleidet man ihn, so wird er als Wolf offenbar, und sein natürlicher Zug wird ihn unter die Wölfe führen, mit ihnen zu wüthen und zu heulen. Es wird auf diese Weise deutlich, daß eine solche Seele sich sogar nach der Verdammniß sehnen muß, wie die Fledermaus nach der Finsterniß; denn das Licht ist ihr weit unerträglicher. Sehen wir doch, daß gewisse Menschen es unter tugendhaften und gottseligen Leuten nicht aushalten können, andere da nicht, wo es friedlich hergeht; ein solches Leben däucht ihnen Langeweile; die Unsaubern und die Mürrischen müssen immerdar ihre Lust büßen; die Zänker und Blutgierigen müssen zanken und morden; Friede und Liebe, die Seligkeit guter Menschen, ist ihnen von Herzen verhaßt und unausstehlich. Wird nun solch ein Unhold, frei von den Körperbanden, unter die Engel fahren wollen, wo Liebe und Friede ist, oder

unter die Unholde, wo Haß und Hader ist? Also spricht er sich selbst sein Urtheil, und sein magnetischer Seelenzug kommt sogar dem gerechten Richterspruch Gottes zuvor; es kann zu ihm nur heißen: Siehe dich an, wo du hin gehörst. Bedenken wir überdieß, daß der Seele im Sterben mit dem Geist ihr Bewußtseyn entschwindet, und sie lediglich ist und begehrt, was sie geworden ist: so werden wir um so klärer einsehen, daß da sich Gleiches zu Gleichem gesellen, daß sie hinschweben muß, wohin sie gehört. Nicht sicherer wird die Magnetnadel nach Norden hin zittern, nicht sicherer das Eisen nach dem Magnete laufen, nicht sicherer das Kind nach seiner Mutter Schooß, als die gereinigte Seele nach den Wohnungen der Seligen, und die unlautere nach den Orten der Verdammniß; denn es ist ihre Verwandtschaft, ihr Streben und ihr Ziel. Nach dem Allen wird es sehr verständlich seyn, warum wir, von Natur mit den Trieben der Sünde behaftet, Gott bitten sollen: Führe uns nicht in Versuchung. Denn die Sünde in uns liebt und verdient versucht zu werden; darum bitten wir gegen uns selbst, und doch für uns selbst, nämlich für unser besseres Theil. Wir bitten erst um Vergebung der begangenen Sünden, und dann um Bewahrung vor neuen, die als Strafe aus jenen folgen könnten uns zum endlichen Gericht. Auch wird wohl verständlich seyn, was Salomo sagt (Sprichw. 15, 24): „Der Weg des Lebens geht überwärts für den Klugen, auf daß man meide die Hölle unterwärts.“ Und von der Sünde heißt es: „Ihr Haus sind Wege zur Hölle“ (Cap. 7, 27).

Hier knüpfen wir eine andere Betrachtung an. Die Alten haben viel von den Eingängen zur Unterwelt oder zum Hades geredet, und wie man glaubt, gefabelt. Da aber das Sichtbare mit dem Unsichtbaren in Verbindung steht, und zwar durch das Mittelglied, das Seelische, da die Seelen einen Raum brauchen, weil sie selbst räumliche Wesen sind, nur nicht wie die Körper unserer materiellen Welt: so haben wir, auch von dieser Seite genommen, Grund genug, der Bibel zu glauben, wenn sie die geistigen Geschöpfe und den Schöpfer selbst, aufwärts und abwärts in Regionen reiht, welchen der Sinnenraum zum Exponenten und Maßstab dient, die wahre Räume in oder neben unserem Raume sind, etwa wie ein Element im andern, eine Luftart in der andern (z. B. der Sauerstoff in der atmosphärischen) verborgen liegt; und wenn sie namentlich die Abgeschiedenen, je nach ihrem moralischen Zustande, bald in die Höhe, bald in die Tiefe setzt, Gott und die Engel in den Himmel, die Teufel und Verdammten in den Abgrund unserer Erde; wenn sie mit der Sinnlichkeit analoge Andeutungen von ihrem Zustand und Aufenthalt gibt; und wir haben auch die Erlaubniß, aus dem Allen weitere, sachgemäße Folgerungen zu ziehen, wohin besonders Nachstehendes gehört. Christus fuhr durch den sichtbaren Himmel hinauf zum Vater; die Verworfenen werden in die feurige Gehenna, in den Feuerpfuhl im Innern unseres Planeten gestürzt. Da dringt sich nun sehr natürlich die Frage auf: Stehen etwa mit dieser Feuerhölle unsere Vulkane in Zusammenhang? sind sie vielleicht die Kamine des großen

Herdes? und sollte da unten wirklich, nicht nur überhaupt ein Feuer brennen, sondern sollte es auch geistigere Wesen, als wir und die Geschöpfe um uns her sind, verzehren können? Sind die Kessel der Feuerberge die Thore zur flammenden Hölle? — Antwort. Wenn wir im Raume der Sichtbarkeit aufwärts steigen, so können wir erfahren und wenigstens berechnen, daß dessen Elemente nach dem Maße der Entfernung immer geistiger werden. In einer gewissen Höhe unseres Dunstkreises hört wegen Feinheit der Luft für uns die Möglichkeit des Athmens auf; der Aether jenseits desselben würde uns plötzlich tödten. So zeigen auch die drei oberen Planeten, Mars, Jupiter und Saturn, eine abnehmende Dichtigkeit ihrer Substanz; die des Saturns vergeistigt sich schon gleichsam, indem ihre specifische Schwere ungleich geringer als das Gewicht unseres Wassers ist; weit feiner sind die fixen Weltkörper. Der sichtbare Raum muß zuletzt mit dem geistigen zusammenfließen, der in den niederen Kreisschichten in und neben ihm und gleichsam sein Herz ist, und der Aufenthalt des Seelischen und Geistigen. So möchte sich's auch gewissermaßen abwärts verhalten. Als die weiche Erdwassermasse unseres Balls anfing, sich um ihre Axe zu drehen, und die beiden Centralkräfte ihr die Form gaben, so warfen sich durch diese Umwälzung begreiflicher Weise die gröbsten Theile nach Außen, und erstarrten durch Anschluß und Abtrocknung zur jetzigen Erdrinde; in deren Tiefe oder Dicke selbst sich Höhlen, wie Blasen, bildeten; im Innern der Kugel aber mußte leerer Raum entstehen, doch angefüllt mit den dünneren Elementen, die sich von

der gröberen Materie abschieden und sie auswärts treiben halfen. Im Centrum dürfen wir besonders das Feuer vermuthen, und zwar, da es gar verschiedene Feuer und Feuerlüfte gibt, ein solches, das weit geistiger als unser Küchenfeuer und vielmehr dem elektrischen verwandt, dabei unsichtbar wie das Oxygen oder Hydrogen, die Quelle aller irdischen und unterirdischen Feuer, und so subtil ist, daß es auch geistige Geschöpfe vermittelst des sie umhüllenden Corpuskels oder „Nervengeistes" verletzen kann. Dieses bringt, immer höher zu uns herauf, in Verbindung mit den greiflicheren Elementen, dampfende und schmelzende Hitze, endlich herausschlagende Gluth und Flammen hervor, indem es Zünder wird für die Mischung des Wasserstoffs mit dem Sauerstoff; gleichwie das Sonnenfeuer von oben herab unsere Dunstkugel stufenweise wärmt und erhitzt, und unter gegebenen Bedingungen zu elektrischen Explosionen reizt. Man hat eine Zeit lang das früher sogenannte Centralfeuer der Erde geläugnet, ist aber späterhin durch sichere Beobachtungen darauf zurückgekommen, nämlich auf eine von Strecke zu Strecke von oben nach unten gleichmäßig zunehmende Wärme *). Ihre Zunahme wird verschieden angegeben, und mag nach den Orten auch verschieden seyn; indessen beträgt sie wenigstens auf 150 Fuß einen Grad des Thermometers Reaumur, und hiernach hat man berechnet, daß in einer Tiefe von 50 Meilen das

*) S. Schuberts allgemeine Naturgeschichte (Erlangen 1826), Seite 207 ff.

Eisen schmelzen müsse, und will ferner folgern, daß das Innere der Erde ein finsteres, flüssiges Gluthmeer sey. Wir sind jedoch bei jener Berechnung noch innerhalb der Erdkruste, deren Tiefe unter der Meeresfläche höchstens auf 1200 Fuß erreicht worden ist, was sich zur Entfernung der Erdoberfläche von dem Erdmittelpunkte ungefähr wie 1 zu 20,000 verhält. In den Schichten der Peripherie nun scheint das eigentliche Feuer des Centrums erst seine sichtbare, flammende Gestalt anzunehmen, wovon die heißen Quellen aufkochen, die Berge Feuer speien, und die vulkanischen Inseln von Zeit zu Zeit ihren Rücken emporheben und auch wohl wieder untertauchen, endlich die Knochen der alten Mutter stoß- und strichweise erbeben. Denn hier trifft der feurige Stoff aus der finstern Tiefe erst auf materiellere Gegenstände, mit denen er kämpft, sich verbindet und zersetzt. Es ist daher so unrecht nicht, wenn Einige die feurigen Processe erst in den höheren Erdlagern sich bilden, die Entzündung, wie sie vor Augen liegt, erst hier entstehen lassen. Daß dagegen diese Ausbrüche oder Entwicklungen aus einem dunkeln und subtileren Feuer im Erdmittelpunkte ihren Ursprung nehmen, daß hier das Herz der Erde schlägt, und seine elektrischen Gluthwellen in die Glieder aussendet, daß es durch diese mit dem äußeren atmosphärischen Raume in Verbindung tritt, und hier mit dessen Elementarstoffen neue Processe bewirkt, möchte eben so wenig zu läugnen seyn, als die Wirkung der Sonne und der anderen Weltkörper auf die Erdatmosphäre und von da auf die Erdoberfläche herunter. Ja, wenn

man ansieht, was bei Ausbrüchen der Vulkane vorhergeht *), wie sich hier obere und untere Wetter begegnen, und gleichsam eine höllische Correspondenz zwischen dem Obern und Untern eintritt: so eröffnen sich seltsame Blicke, und man glaubt wirklich die Stimmen der Fürsten der Finsterniß aus der Tiefe und von der Höhe im Wechselgespräche zu hören. Die Kratere der feuerspeienden Berge aber sind alsdann in der That Luftlöcher oder Rauchfänge eines vom Centrum aufwallenden Feuers, das erst in beträchtlicher Höhe und in ihrem Busen selbst seine leuchtende Form annimmt, und stehen mit dem Erd-Centrum in abgestuftem Zusammenhange. Was in den Kessel hinabfiele, könnte, wenn es unverbrennlich wäre, und ihm sonst kein Hinderniß im Wege läge, weiter und weiter bis an seinen angewiesenen Ort und bis in die innerste Hölle fortstürzen; und da die unsaubern Geister und die verdammten Seelen von solcher Art sind, so hätte es seine natürlichen Gründe, daß sie, nach jenen Eingängen der Hölle magnetisch hingezogen, zu den Brandstätten eines geistigeren Feuers hinabführen. Wissen wir doch aus der Schrift, daß feurige Erdbrüche die Sünder verschlungen haben, und daß die Teufel in die Tiefe stürzen, sie, die sich auf der Erdoberfläche gern an wüsten und unreinen Orten, als ihrer Natur verwandt, aufhalten, oder auch in unsaubere Thiere fahren.

Zu dem Allen, was hier theoretisch oder als Erklärung des Nachfolgenden vorangeschickt wird, liefert ein höchst

*) S. Schubert, S. 221 ff.

seltsamer Bericht einen thatsächlichen Beleg, und zwar ein zwiefacher. Im Märzheft der Minerva von 1811, S. 349 ff., liest man unter der Aufschrift: „Mount Stromboli, der Eingang zur Hölle. (Auch einige documentirte Geistergeschichten.)" — Folgendes, aus dem Englischen übersetzt.

I.

Ein Schrecken erweckender Auszug aus dem Journal des Schiffes Sphinx vom Jahre 1686, im mittelländischen Meere.

„Am 12ten Mai. Als wir zu Manson anlangten, fanden wir dort drei Schiffe, von den Capitänen Bristol, Brown und Burnaby commandirt, sämmtlich nach den Liparischen Inseln *) bestimmt, um dort eine Ladung einzunehmen."

„Am 13ten Mai. Diese drei Schiffe segelten in Gesellschaft mit dem Sphinx nach Lipari ab und ankerten in 12 Faden Wasser."

„Am 14ten Mai. Die vier Capitäne und ein Kaufmann, Herr Bell, gingen an das Ufer der Insel Mount Stromboli, um Kaninchen zu schießen. Um 3 Uhr riefen sie ihre Leute zusammen, um an Bord ihrer Schiffe zu

*) Diese Inseln liegen bekanntlich im Norden von Sicilien vor Neapel. Stromboli, die nördlichste dieser Inseln, hat einen Vulkan. Anmerk. d. Uebers.

gehen, als sie, zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen, zwei Männer erscheinen sahen, die sehr schnell durch die Luft auf sie zuschwebten; der eine war schwarz gekleidet, der andere hatte graue Kleider an; sie kamen nahe bei ihnen vorbei, in höchster Eile, und stiegen, zu ihrer größten Bestürzung, mitten in die brennenden Flammen*) in den Schlund des schrecklichen Vulkans, Mount Stromboli, hinab."

„Als sie in den Schlund hinab waren, ließ sich ein gräuliches Getöse hören; die Flammen schlugen fürchterlicher empor; da rief Capitän Burnaby: Herr, mein Gott, erhalte mich! der vorderste von den Zweien, in schwarzen Kleidern, ist der alte Herr Bootty, mein nächster Nachbar zu Wapping; den zweiten aber kenne ich nicht. Er verlangte sodann, daß Jeder von ihnen Alles in ihre Taschenbücher schreiben und wohl anmerken sollte, was sie gesehen hatten; dieß thaten denn auch sogleich die drei Capitäne und Herr Bell, und aus diesen ist es in die Journale der sämmtlichen Schiffe eingetragen."

„Als nun die vier Schiffe ihre Ladungen zu Lipari eingenommen hatten, segelten sie zusammen nach London."

*) Lies das neunte Capitel des heil. Marcus, Vers 43 bis 48, wo Christus sagt: So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab; es ist dir besser, daß du ein Krüppel zum Leben eingehest, denn daß du zwo Hände habest, und fahrest in die Hölle, ins ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlischt. (Hellfire shall never go out.)
Anmerk. des Schiffsjournals.

„Als sie auf der Themse bei Gravesand anlangten, kam des Capitäns Burnaby Ehefrau von London zu ihm. Er sandte dann zu den übrigen drei Capitänen, und ließ sie bitten, zu ihm an Bord zu kommen, um ihm wegen der Ankunft seiner Ehefrau Glück zu wünschen.“

„Als sie nun also zusammen kamen, und sich in der Cajüte mit einander ein wenig unterredet hatten, stand Mistreß Burnaby schnell von ihrem Stuhl auf, und sagte zu ihrem Manne: „Mein Lieber, ich will Dir was Neues sagen, der alte Herr Bootty ist todt!“ Er antwortete sogleich: „Wir Alle sahen ihn zur Hölle fahren!“ rc. rc. so wie oben erzählt, zu ihrer größten Bestürzung.“

„Als Mistreß Burnaby nach London zurückkehrte, ging sie zu einer Bekannten, und erzählte dieß schreckliche Ereigniß, daß nämlich ihr Mann die Seele des Herrn Bootty am 14ten des letztverwichenen Mai habe zur Hölle fahren sehen.“

„Diese Bekannte erzählte nun dasselbe der Mistreß Bootty, Wittwe des Verstorbenen; diese wandte sich sogleich an den Gerichtshof King's Bench, und klagte den Capitän Burnaby auf eine Strafe von 1000 Pfund an, weil er die Seele ihres verstorbenen Mannes so schändlich verunehrt habe (for defamation upon his late husband's soul). Capitän Burnaby leistete Bürgschaft, daß er vor Gericht erscheinen wolle; und so ließ der Gerichtshof von King's Bench in Westminster-Hall alle Leute vorladen, die bei der letzten Krankheit und dem Tode des Herrn Bootty gegenwärtig gewesen waren; auch der Todtengräber, der

ihn begraben, und die Kleider, die er in seiner Krankheit getragen hatte, wurden herbeigeschafft."

„An dem zur Entscheidung des Processes festgesetzten Tage erschienen die oben erwähnten Leute mit den schwarzen Kleidern vor Gericht, so wie auch Capitän Burnaby, die Capitäne der drei andern Schiffe, die Mannschaft der vier Böte, Herr Bell, welche alle auf dem besagten Eiland Stromboli gewesen waren, und die beiden Gespenster am 14ten Mai in die brennenden Flammen hatten hinabsteigen sehen."

„Die zehn Männer, die in den Böten gewesen waren, leisteten einen Eid, daß die Knöpfe an dem Rock, den das Gespenst anhatte, von gleicher Beschaffenheit wie die gewesen seyen, die sich in dem vorgezeigten schwarzen Rock des Verstorbenen befänden, nämlich Formen mit schwarzem Tuch überzogen, als von welchem Stoffe auch der Rock gewesen sey." *)

„Die Leute, welche beim Absterben des Herrn Bootty zugegen gewesen waren, leisteten einen Eid, daß derselbe um 3 Uhr Nachmittags am 14ten Mai 1686 Todes verblichen sey."

„Die Geschwornen fragten den Capitän der Sphinx, ob er den Herrn Bootty bei dessen Lebzeiten gekannt habe? Er antwortete, daß er ihn bei Lebzeiten nie gesehen, daß er aber die Kleidung der Erscheinung, von der

*) Zum Beweis, daß sie die Erscheinung auf's Genaueste beobachtet hatten. Daß die Verstorbenen in ihrer gewohnten Tracht zu erscheinen pflegen, ist bekannt.

Herr Burnaby gesagt habe, es sey Herr Bootty, deutlich bemerkt habe."

„Der Richter sagte sodann: „Wolle Gott, daß ich nie eine solche Erscheinung sehen möge, wie ihr sie erlebt habt; doch mir scheint es unmöglich, daß dreißig Mann sich irren konnten."

„Die Geschwornen sprachen sodann gegen die Wittwe Bootty, Kläger, und verurtheilten sie zur Bezahlung der Kosten ꝛc."

„Die obigen Thatsachen sind ein Auszug aus dem Journal über die Reise des Schiffes Sphinx im mittelländischen Meere im Jahr 1686."

(Lies das 16te Capitel St. Lucä, den 20sten Vers bis zu Ende.)

Der Proceß befindet sich in dem Protokoll des Gerichtshofes in Westminster-Hall — Mistreß Bootty, Kläger, contra Capitän Burnaby, Beklagten.

Dieses Protokoll ist auf Pergament in lateinischer Sprache mit alter Notarialschrift geschrieben, und wird im Bureau des Schreibers hinter Glas aufbewahrt, wo man es noch täglich gegen Erlegung eines Schillings in Augenschein nehmen kann.

II.

Sir John Gresham, Bruder des Sir Thomas Gresham, der die königliche Börse in London erbaute, machte unter der Regierung Königs James II. eine Reise im mittelländischen Meere; als er mit acht Mann den feuer-

speienden Berg Stromboli bestieg, hörte er eine Stimme, die aus dem Schlunde hervorhallte: „Fort, fort, der reiche Antonia kommt!"

Als Sir John mit seinen Leuten auf Sicilien ankam, hörte er, daß ein Herr Antonia, der reichste Mann in dieser ganzen Gegend, gerade zu der Zeit gestorben sey; als er sich auf dem feuerspeienden Berge befand, und die Worte aus dem Schlunde hervorhallen hörte.

Als Sir John in London ankam, bestätigte er zusammt seinen acht Leuten ebenfalls die Wahrheit seiner Aussage vor dem Könige James II. mit einem Eidschwur.

So weit die Minerva. Die Stelle vom reichen Mann, Luc. 16 (nicht vom 20sten, sondern vom 19ten Vers an), ist schon in dem Bericht angeführt, und paßt hieher vollkommen. Die Liparischen Inseln hießen im Alterthume auch die Aeolischen und die Hephästiaden, d. i. Vulkanischen. Cornel. Agrippa (III, 41) erzählt aus dem Aristoteles auch von einem Hügel auf Lipari, bei dem es nicht geheuer gewesen, allerlei Getöse und Gelächter Nachts gehört worden, auch ein dort aus Trunkenheit eingeschlafener Jüngling am dritten Tage für todt aufgehoben worden, als man ihn begraben wollen, erwacht sey, und viel Wunderbares ausgesagt, was er gesehen und gelitten habe. Wo die Stelle bei Aristoteles steht, ist nicht angegeben.

— v —

Goethes Tod.

In einer Nachschrift zu Dr. Vogels ärztlichen Notizen über Goethe, sagt Hufeland am Schluß: „Er endete mit den Worten: „Mehr Licht!“ — Ihm ist es nun geworden. — Wir wollen es uns gesagt seyn lassen, als Nachruf zur Ermunterung und Belebung.“

Offenbar hat Hufeland diese letzten Worte Goethes nicht so verstanden, daß Goethe beim Verscheiden mehr Licht gesehen, sondern daß er es vermißt habe.

Ohne Goethen verdammen oder Hufelands milde Ansicht verketzern zu wollen, möchte man doch einen Zweifel gegen die Consequenz des Zusatzes zu jenen richtig ausgelegten Worten erheben. „Ihm ist es nun geworden“ — woher weiß dieß Hufeland? Nur aus der gewöhnlichen Meinung, wonach alle Heroen der Erde, wohl gar alle Menschen, aus dem Schattenlande dieser Welt unmittelbar in das ewige Licht übergeben sollen. Hievon weiß die göttliche Offenbarung nichts. Dagegen scheint es der Erfahrung gemäß zu seyn, daß auf der Grenze beider Welten diejenigen, welche sich hier mit dem ewigen Lichte befreundet haben, von demselben schon

angeleuchtet werden, und sich nicht über das Dunkel des Todes zu beschweren haben, wenn ihrem Auge das Licht der sichtbaren Sonne erlischt. Ganz allgemein soll dieses nicht behauptet werden, vielmehr ist es möglich, daß auch die frömmsten Christenseelen augenblicklich in eine Nacht versinken, aus der sie die Hand dessen, der den Tod überwunden und an den sie geglaubt haben, wieder hervorzieht. Allein wir haben Beispiele von frommen Sterbenden, die im Verscheiden und schon vor demselben den ewigen Tag sahen. Stephanus sah den Himmel offen. Von Johann Arndt wird in seiner Biographie berichtet: „Denselben Abend, als er verschieden, hat er aus dem 143sten Psalm also gebetet: Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht ꝛc. Darauf ihm denn geantwortet worden, es stände Joh. 5, 24, wer Christi Wort hörete, und glaubete dem, der ihn gesandt hätte, der hätte das ewige Leben, und käme nicht ins Gericht. Und darauf ist er alsobald ein wenig eingeschlafen, und als er wieder erwacht, hat er seine Augen aufgehoben, und aus dem ersten Capitel Johannis also gesagt: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Und weil ihm seine Hausfrau gefragt, wann er solche Herrlichkeit gesehen hätte? hat er geantwortet: Jetzt hab' ich sie gesehen, ei welch eine Herrlichkeit ist das! die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist, diese Herrlichkeit habe ich gesehen." — Man hat die Züge frommer Sterbenden sich verklären sehen, als wenn sie wirklich die Klarheit des Himmels schaueten; man hat

während sie freundlich den Umstehenden zuwinkten, weil ihr Mund sprachlos geworden, einen Lichtschimmer um ihr Haupt erblickt. Es wäre eine schöne Aufgabe, die Nachrichten von den letzten Augenblicken geheiligter Seelen, von ihren Worten und ihrem Benehmen im Sterben, zusammenzustellen. Vielleicht unternimmt sie ein Leser dieser Blätter, dem die nöthigen Bücher zu Gebote stehen, um dieses Material zu sammeln. Er wird etwas sehr Nützliches und Erbauliches leisten.

Von Menschen, die fühllos, von solchen, die in Verzweiflung sterben, werden auch merkwürdige Beispiele zu finden seyn. Eben so von solchen, die über Lichtmangel klagten. Ich erinnere mich unbestimmt einer Anekdote aus dem Jugendleben einiger Dichter. Diese Freunde, worunter Bürger gewesen seyn soll, saßen einst beisammen, einer von ihnen entfernte sich, und bald darauf hörten sie auf dem Gange vor der Thür mit seiner Stimme rufen: Licht! Licht! Er war auf dem Abtritt an einem apoplektischen Zufalle gestorben. Vor die Thür konnte er körperlich nicht mehr gekommen seyn, auch nicht der Schall von der Stelle, wo er starb. Seine Seele war im Dunkel ihres Raumes, in ihrem Hades.

— y —

Mittheilungen

aus dem

Gebiete des innern Schauens.

I.

Gespräch dreier Freunde über Gegenstände des innern Schauens.

Dieses Gespräch dreier Freunde ist in eine Novelle „Die Seherin,“ in dem westphälischen Taschenbuche „Gunloda,“ von Herrn Moritz Bachmann, für das Jahr 1833 verwoben. Der Herr Verfasser hatte die Güte, es mir mit der Bemerkung zuzusenden: daß er die unentstellte Wahrheit der in dasselbe verflochtenen Thatsachen verbürgen könne, und so theile ich es mit Vergnügen den Lesern unserer Blätter mit.

K. —

Ich habe, sagte Edmund, nie viel auf Träume gehalten, und an eine Bedeutung der Träume nie geglaubt. Ich träume selten, und wenn ich erwachend mich eines,

Traumes erinnere, so finde ich darin nie allegorische Bilder, in denen ein Orakelspruch verborgen liegen könnte, sondern nur Bilder alltäglicher Begebenheiten, welche während des Schlummers in der Phantasie wieder aufleben. Nur mein letzter Traum macht hievon eine Ausnahme. Ich hatte mich am letztverflossenen Donnerstage, nach meiner Amtseinsetzung, auch mit häuslichen Einrichtungen viel beschäftigt, und legte mich, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, voll süßer Hoffnungen, früher zu Bette. Bald nach Mitternacht erwachte ich von dem lebhaften Eindrucke eines Traumbildes, welches ich nie vergessen werde. Ein schöner Knabe stand, wie ein Genius, vor mir, und hielt mir eine mit Blumen bekränzte Fackel entgegen. Es drängte mich wundersam, diese Fackel zu ergreifen; aber der Knabe zog sie zurück, auf eine neben ihm stehende Urne deutend. Aus dieser Urne nahm er eine Rolle schwarzen Flors hervor, umwand damit ganz dicht alle Blumen der Fackel, und senkte sie nieder, ihre Flamme auszulöschen. In dem Augenblicke, als ich dieses verhindern wollte, erwachte ich. — Nachsinnend über den wunderbaren Traum, lag ich eine halbe Stunde schlaflos. Kaum aber war ich wieder eingeschlummert, da schreckte mich ein zweites Traumbild, ein vor mir stehender mit Blumen bekränzter Sarg, vom Schlummer auf, und mein Herz klopfte mächtig. Meine Repetieruhr meldete mir den Ablauf der ersten Stunde nach Mitternacht, und die Domuhr schlug bald darauf zwei Viertel. Mein Gemüth war von diesen Traumbildern so sehr aufgeregt, daß erst mit den Strahlen der Morgen-

sonne der Schlaf wieder auf meine Augenlieder kam. Die Deutung dieses Traumes ist jetzt nicht schwer, und ich werde künftig nicht mehr alle Träume für Schaum halten.

„Es ist wahr," entgegnete der Pfarrer, „dieser Traum war sehr bedeutungsvoll, und wir können annehmen, daß er ganz in Erfüllung gegangen ist. Der innere Poet — wie ihn der gemüthliche Schubert in seiner Symbolik des Traumes nennt — hat sich in der That sehr poetisch ausgesprochen; aber nicht, wie gewöhnlich, das bevorstehende Ereigniß durch Gegensätze ausgedrückt. Nach den meisten Traumbüchern, und nach den Regeln, welche der Arzt Hadrianus Junius in zierlichen lateinischen Versen zusammengestellt hat, würde Ihnen, nach der Erscheinung einer Bahre, ein Glücksfall bevorstehen. Wir wollen wünschen, daß Sie diesen noch zu erwarten haben. Aber sonderbar ist es, daß dieses Bild gerade um halb zwei Uhr, in jener Nacht, vor Ihr inneres Auge trat; denn genau eben zu dieser Zeit hat der Geist unserer nun verewigten Dulderin seine sterbliche Hülle verlassen. Ihre Phantasie schien noch wenige Minuten zuvor mit Zubereitung des Hochzeitfestes lebhaft beschäftiget zu seyn. Und hat nicht jetzt Hymen seine mit Blumen geschmückte Fackel mit Trauerflor umwinden müssen?"

„Possen! Hirngespinnste!" fiel der rationelle Doctor ein, „Träume sind nichts weiter als Dings — — als unwillkührliche, meistentheils krankhafte Regungen der Gehirnfasern, wodurch die im Zustande des Wachens und Bewußtseyns von äußern Eindrücken und innern Empfin-

dungen der Phantasie zugeführten Bilder so lebhaft in Bewegung gerathen, daß wir wachend uns wieder ihrer erinnern. Die Träume der meisten Menschen sind nur aus Bruchstücken von Bildern und ungereimten Dingen zusammengesetzt, und wenn unter tausend Fällen einmal eine Begebenheit mit einem vorhergesehenen Traumbilde, nach den Regeln irgend eines Traumbuches, oder nach dem herrschenden Volksglauben in Verbindung gebracht werden kann, so ist dieses ein leicht begreifliches Wunder. Das Gehirn ist im Zustande des Schlafes gleichsam ein Kaleidoskop; denn auch ein Kaleidoskop zeigt uns mitunter sehr artige, durch Zufall entstandene Bilder, welche mit Blumen und anderen wirklichen Dingen Aehnlichkeit haben. So ist auch Ihr Traum," fuhr er zu Edmund gewendet fort, „nur zufällig bedeutend geworden, und dessen Entstehung läßt sich sogar leicht erklären. Sie waren den Tag über mit Ihren häuslichen Einrichtungen beschäftiget, und haben dabei auch gewiß an die Hochzeitsfeier und vielleicht gar an Dings — — an Hymens Fackel gedacht. Daß der Traum wirklich Sinn und Zusammenhang hatte, kommt daher, daß Sie wachend richtig zu denken und Ihre Phantasie mit der Vernunft im Zügel zu halten gewohnt sind. Das ist es eben, was uns von der Nichtigkeit der Träume überzeugen muß, daß sie nach Maßgabe der Bildung des Träumenden ihre Gestalt annehmen, was nicht so seyn dürfte, wenn sie mehr als ein Produkt der Phantasie wären. — Es ist auch eine bekannte Sache, daß heftige Gemüthsbewegungen, körperliche Anstrengungen und selbst die genossenen Speisen,

auf unsere Träume einen sehr wirksamen Einfluß haben; daß selbst eine unbequeme Lage schreckhafte Bilder aufzuregen vermag. Dieses ist eine wohlthätige Einrichtung der Natur; denn man erwacht, um sich einer solchen, der Gesundheit Gefahr drohenden, unbequemen Lage zu entziehen."

„Ich gebe zu," erwiederte der Pfarrer, „daß die meisten Träume nichts bedeuten, und sich nach Ihren Bemerkungen erklären lassen. Daraus folgt aber noch nicht, daß es nicht auch bedeutsame Träume geben könne. Der Glaube an solche Träume ist bei allen Völkern der Erde so alt, wie ihre Geschichte, und dadurch ist er mir so ehrwürdig geworden, daß ich ihm nicht ganz entsagen kann.

Man könnte aus glaubwürdigen Ueberlieferungen der Geschichtschreiber viele Tausend Beispiele von merkwürdigen, in Erfüllung gegangenen Träumen zusammen stellen, welche von der Art sind, daß man das Walten des Zufalls nicht ohne Zwang annehmen kann. Daraus darf man doch wohl den Schluß ziehen, daß die Erkenntniß zukünftiger Begebenheiten in Träumen möglich sey. Selbst die weniger gläubigen und weniger zum Wunderbaren geneigten Anthropologen läugnen es nicht, daß auch die höheren Seelenkräfte im Traume in einem so vorzüglichen Grade thätig seyn können, wie sie es im Zustande des Wachens nicht vermögen. Wir haben Beispiele genug, daß im Traume Aufgaben gelöset sind, deren Auflösung man wachend vergebens zu finden sich mühete. Warum sollte nicht auch ein hellerer Blick in die Zukunft im Traume möglich seyn? Wir kennen uns selbst, unser Verhältniß

zu der Zeit, zu der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und die Verkettung der Dinge noch allzuwenig, um auf den Grund unserer so engbegrenzten Erfahrungen ein absprechendes Urtheil gründen zu dürfen. Vielleicht gibt es vollkommenere Wesen, denen die Zukunft und die Vergangenheit eben so aufgeschlossen da liegen, wie unseren Blicken der Raum, wenn wir vor- und rückwärts schauen. Ueber unsere Träume viel nachzusinnen und eine verborgene Bedeutung darin zu suchen, oder gar uns durch Traumbilder in Furcht setzen zu lassen, halte ich für sehr thöricht, obgleich ich der Meinung bin, daß man eine durch ein Traumbild gegebene Warnung, etwas zu thun oder zu vermeiden, oder auf etwas gefaßt zu seyn — ohne sich eben Sorgen zu machen — nicht ganz außer Acht lassen müsse.

Ich erinnere mich einiger Träume von dieser Art, welche uns von Valerius Maximus und andern Schriftstellern des Alterthums überliefert sind. Ich könnte aber auch außer diesen noch eine zahllose Menge anderer Beispiele anführen, um meine Ansicht zu rechtfertigen. Lassen Sie mich nur einiger Fälle erwähnen.

Simonides, der bekannte Dichter, ließ einen an der Meeresküste vorgefundenen unbeerdigten Leichnam in ein Grab legen. Im Traume erschien ihm der Verstorbene, und warnte ihn, sich am folgenden Tage nicht einzuschiffen. Diese Warnung beachtend, blieb Simonides auf dem Lande zurück, und das absegelnde Schiff wurde unter seinen Augen von den Wellen verschlungen. Dankbar setzte Simonides seinem Retter ein Denkmal, dessen

Inschrift, dauernder als Erz, nicht untergegangen ist im Strome der Zeit *).

Noch merkwürdiger ist, was uns von zwei Arkadiern erzählt wird, welche zusammen nach Megara reiseten.

Einer dieser Männer, welche Freunde waren, kehrte bei einem Gastfreunde ein, der andere übernachtete in einer öffentlichen Herberge. Dem Ersterern erschien im Traume sein Freund, und flehete ihn an, ihm zu Hülfe zu kommen, da sein tückischer Wirth seinem Leben nachstelle, und nur ein schleuniger Beistand ihn retten könne. Aufgeschreckt durch diesen Traum, sprang er vom Lager auf, um seinem Gefährten beizustehen; aber der Gedanke, daß es thöricht sey, einem Traumbilde Gehör zu geben, veranlaßte ihn, sich wieder nieder zu legen. Kaum war er eingeschlafen, da erschien ihm zum zweiten Male sein Freund, aus mehreren Wunden blutend, und beschwor ihn, mindestens sein Rächer zu werden, da sein Wirth ihn getödtet habe, und sein Leichnam in diesem Augenblicke, mit Dünger bedeckt, auf einem Wagen nach dem Thore gefahren werde.

Diese zweite Mahnung seines Freundes machte ihm die Sache bedenklich. Er lief ohne Verzug, bewaffnet, zum Thore, traf einen Düngerwagen, wie ihm sein Freund im Traume gezeigt hatte, fand auf diesem die

---

*) Deutsch lautet dieselbe:
Dieser errettete einst den Simonides, Dichter von Keos,
Brachte gestorben noch Dank also dem Lebenden dar.

Leiche, und lieferte den verhafteten Wirth der strafenden Obrigkeit aus."

„Zu diesen Beispielen," nahm Edmund das Wort, „läßt sich jene merkwürdige Geschichte eines warnenden Traumes aus neuerer Zeit anreihen, welche Ihnen gewiß bekannt ist, da sie sogar zu einer Ballade Stoff gegeben hat.

Drei Knaben schliefen allein auf dem Seitenflügel eines Schlosses. Der älteste dieser Knaben glaubte, aufgeschreckt vom Schlafe, die Stimme seines Vaters und seinen Namen rufen gehört zu haben. Er eilte zu dem entlegenen Schlafzimmer seines Vaters, hörte aber von diesem zu seiner Verwunderung, daß er nicht gerufen sey.

Sich wieder in sein Bett begebend und kaum eingeschlummert, wurde er zum zweiten Male durch denselben, ihm noch lauter zuschallenden, Ruf aufgeschreckt, und wieder versicherte ihm sein Vater, daß es wohl nur ein Traum gewesen seyn müsse, der ihn getäuscht habe.

Beruhigt eilte er zu seinem Lager zurück, und schloß seine Augen. Aber zum dritten Male, noch ängstlicher, erklang der Ruf, oder er glaubte vielmehr ihn zu hören. Da grauete dem Knaben, und er eilte mit seinen Brüdern, welche er weckte, und denen er den Vorfall erzählte, in des Vaters Schlafgemach. Dieser entließ sie nun nicht, und nach wenigen Minuten hörte man ein furchtbares Gekrache. Der ganze Flügel des Schlosses, wo die Kinder schliefen, war eingestürzt, ihr Leben aber auf so wunderbare Weise gerettet."

„Und wer möchte wohl,“ fuhr der Pfarrer fort, „Träume von dieser Art für nichts weiter als Gaukeleien der Phantasie halten, welche nur durch zufällig hinzugekommene Ereignisse bedeutend geworden sind? Müssen wir nicht vielmehr die Hand der göttlichen Vorsehung darin erkennen, und dankbar verehren, nach deren unerforschlichen Rathschlüssen nichts zufällig und zwecklos ist, und auch diese Träume, in der Verkettung unserer Schicksale, nothwendig seyn sollten?

Aber auch nicht selten findet man in einem erfüllten Traume noch einen Trost bei dem angekündigten Schlage des Schicksals, welcher uns trifft. Für mich wenigstens ist die Erfüllung eines Traumes immer erhebend und beruhigend gewesen, besonders in den Fällen, wenn das angekündigte und wirklich eingetretene Ereigniß nicht als eine Folge früherer Begebenheiten erscheint, und mit menschlicher Vernunft nicht als solche vorausgesehen werden konnte. Wollen wir dann nicht an eine Einwirkung höherer geistiger Wesen als Schöpferin unserer Träume glauben, so sind wir doch genöthiget, eine in uns noch schlummernde höhere Seelenkraft anzunehmen, welche nicht in so enge Schranken, wie unsere Vernunft, gestellt ist, oder vermöge welcher sich unsere Vernunft über die ihr gesetzten Schranken hinaus zu schwingen vermag. Da diese noch schlummernde Kraft gewiß nicht zwecklos in unser Daseyn verwebt ist, so dürfen wir um so zuversichtlicher hoffen, daß sie einst, wieder an den Staub gefesselt, freier ihre Flügel ausbreiten werde. Wir werden zu dem Glauben hingerissen, daß wir nicht ein Spielwerk

des blinden Zufalls sind, und, von diesem überall abhängig, im Ocean der Zeit gleich einer Blase dahin schwimmen und vergehen; daß vielmehr alle Begebenheiten der Sinnenwelt, unabänderlichen Gesetzen, welche uns vermöge jener in uns noch schlummernden höheren Seelenkraft klar werden können, sich an einander reihen, unser Ich aber mit seinem Selbstbewußtseyn, so wie es einmal dastehet in Zeit und Raum, nie und nimmer ausgelöscht und vernichtet werden kann. Ich weiß nicht, ob Sie in meine Gedankenfolge eingehen können, über welche ich mich freilich mit wenigen Worten nicht klar genug aussprechen kann. Die Freiheit des Willens kann daneben sehr wohl bestehen, und ich will keineswegs damit auf einen eigentlichen Fatalismus führen."

„Als Beispiel eines Traumes," fiel Edmund ein, „welcher nach seiner Erfüllung tröstlich seyn mußte, kann jener Traum Luthers angeführt werden, welchen uns dessen Freunde überliefert haben. Luther sah im Traume zwei unvergleichlich schöne Jünglinge, welche seine Tochter zu einem Hochzeitfeste einzuladen kamen. Sein Freund Melanchton, dem er diesen Traum erzählte, fand sofort die Bedeutung, welche auch schon am folgenden Tage in Erfüllung ging. Deine Tochter, sagte er, wird von den Engeln zu einem himmlischen Freudenmahle hinaufgeholt werden."

„Ich könnte noch mehr solcher Träume anführen," fuhr der Pfarrer fort, „wenn Ihnen dieß eine angenehme Unterhaltung gewährte; der ungläubige Herr Doktor möchte aber wohl kein aufmerksamer Zuhörer seyn.

Bemerken wollte ich nur noch, daß wir mit Vernunftgründen keineswegs die Unmöglichkeit und Unglaublichkeit darthun können, wenn uns von wahrheitliebenden Menschen versichert wird, daß ihnen im Traume von den Seelen abgeschiedener Freunde noch Geheimnisse enthüllt und Winke und Mahnungen zu Theil geworden sind. An Beispielen dieser Art fehlt es nicht. Müssen wir für die Wirkung unserer Seele ein Analogon, oder ein Bindemittel zwischen der Geister- und Körperwelt, welches die wechselseitige Einwirkung der einen auf die andere möglich macht, nothwendig annehmen, weil uns die Verbindung unserer Seele mit unserer Körperhülle davon überzeugt; so können wir auch nicht folgerecht glauben, daß alle unsere Verbindung mit den Seelen der Verstorbenen — wenn wir eine Fortdauer derselben annehmen — durch den Tod gänzlich abgeschnitten sey."

Diese Bemerkung des Pfarrers leuchtete wie ein heller Strahl des Trostes in des Freundes Seele. — Wenn unser Gemüth durch einen Verlust derer, die unserm Herzen verwandt und theuer sind, zu mächtig erschüttert wird, dann wird oft in den ersten Momenten des Schmerzens, oft für längere Zeit, das Bild der geliebten Gestalt in unserer Phantasie gleichsam ausgelöscht. Dieses war bei ihm der Fall, und das war sein größter Schmerz, daß er mit aller Gewalt der Seele die Züge seiner geliebten Verstorbenen nicht klar hervorrufen konnte. Jetzt trat auf einmal ihr Bild so lebendig vor seinen innern Sinn, daß er, wie Petrarcha, hätte ausrufen mögen:

Ell è ben dessa; ancor è in vita!

Um das Bild fest zu halten, zog er sich von der Gesellschaft zurück, sich einsam seinen Betrachtungen hinzugeben, und den endlich gelösten Thränen freien Lauf zu lassen.

Der Doktor fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Bei Ihren Ansichten, Herr Pfarrer, halten Sie auch wohl die Träumereien eines Schwedenborg und die Mährchen von Geistererscheinungen, welche uns Heinrich Jung, genannt Stilling, und andere Schwärmer erzählen, für etwas mehr, als Ausgeburten einer wundersüchtigen krankhaften Phantasie?“

„Es mögen wohl,“ erwiederte der Pfarrer, „auch wahrheitliebende fromme Männer oft Schein und Täuschung für Wahrheit genommen haben. Die Berichte Schwedenborgs sind mir in dieser Beziehung immer sehr verdächtig gewesen, obgleich derselbe ein mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter und eifrig nach Wahrheit forschender Mann war. Viel Wunderbares ist allerdings in dessen Leben verwebt, und die Schriften, welche er uns hinterlassen hat, scheinen noch immer Anklang zu finden, da man neuerlich wieder eine neue Uebersetzung derselben angekündigt hat. Man würde zu weit gehen, wenn man alle unerklärlichen Thatsachen, welche uns Heinrich Jung, in seiner Theorie der Geisterkunde, und andere glaubwürdige Männer zum Theil auf den Grund eigener Erfahrung berichten, als unglaublich verwerfen wollte. Mir scheinen sie nicht unglaublicher, als die wunderbaren Erscheinungen aus dem Leben jener Seherin von Prevorst, worüber uns ein sehr geachteter Arzt — freilich auch

Dichter — Herr Justinus Kerner, seine und der übrigen Augenzeugen Berichte mittheilt."

„Ich muß gestehen, daß ich diese nicht gelesen habe," entgegnete der Doktor. „Die Schriften über den animalischen Magnetismus und über die fabelhaften Beobachtungen an hellsehenden Somnambulen, womit man noch vor zehn Jahren so reichlich überschüttet wurde, sind jetzt größtentheils zu Makulatur geworden. Ein Beweis, wie sehr man von dem Glauben an dergleichen Wunderdinge zurückgekommen ist! Nur noch wenige, zum Wunderglauben geneigte, Männer können ungern von ihrer geträumten Wunderwelt scheiden, weil ihnen die Wirklichkeit nicht befriedigend ist. Wie oft hat man nicht schon die Betrügereien enthüllt, welche diesen Erscheinungen zum Grunde lagen! Gedenken wir doch jener Elisabeth Barton, der sogenannten heiligen Jungfrau von Kent! war sie nicht eine ähnliche Erscheinung, wie die Seherin von Prevorst? Ich mag dergleichen Schriften nicht lesen, und habe noch nie eine Erfahrung gemacht, welche mich zum Gläubigen bekehren könnte."

„Es ist wahr," sagte der Pfarrer, „daß der Glaube an die sogenannten übernatürlichen Erscheinungen periodisch abnimmt und wieder auflebt. Wenn einmal eine solche Erscheinung ins Leben tritt und Aufsehen erregt, dann will man auch gleich einen natürlichen Grund und Schlüssel dazu finden; auch ist es nicht zu läugnen, daß man in mehreren Fällen einen zum Grunde liegenden Betrug, oder eine Täuschung entdeckt hat. In einem solchen Falle feiern die Ungläubigen ihren Triumph,

und die Zweifler werden auf längere Zeit wieder zu Ungläubigen. Kann man einen natürlichen Grund der Erscheinung nicht sofort auffinden, so hält man es doch nicht der Mühe werth, darüber weiter nachzudenken. Man spricht nicht mehr lange davon, und die Sache kommt in Vergessenheit. So läßt sich der periodische Wechsel des Glaubens und Unglaubens leicht erklären, indem durch zufällige Anregungen bald dieser, bald jener gleichsam Mode werden, und selbst auf Unterhaltungsschriften ihren Einfluß haben. Die Nachtstücke und Schauergeschichten unserer Dichter und Novellisten scheinen auch jetzt schon weniger, als vor zehn Jahren, an der Tagesordnung zu seyn. Immer aber wird der Glaube an eine Geisterwelt, welche sich uns in solcher Art kund zu thun vermag, daß wir wenigstens glauben, Eindrücke von ihr mit unsern äußern Sinnen zu empfangen, seine Anhänger finden, so wie er bei allen Völkern, zu allen Zeiten seine Anhänger gefunden hat."

Sunt aliquid manes, lethum non omnia finit!

„Sonderbar ist es," fiel der Doktor lächelnd ein, „daß, nach den Berichten der Geisterseher, die Geister der Verstorbenen immer in demselben Kostüme auftreten, womit ihre zurückgelassene Hülle bekleidet war, daß man sie mit Perrücken, Uniformen, Degen und sogar zu Pferd gesehen haben will. Dieses macht mir die Berichte sehr verdächtig."

„Eine sehr gewöhnliche Einrede," vertheidigte sich der Pfarrer, „welche ich durchaus nicht gegründet finde! wenn die Geister die Gewalt haben, den Eindruck ihres Erscheinens auf unsere Seele hervorzubringen — gleich-

viel auf welche Art dieses geschehe, — so muß dieses natürlich unter einer Gestalt geschehen, in welcher wir sie wieder erkennen. Ich würde es in der That lächerlicher finden, wenn man erzählte, daß ein Geist mit seiner bekannten Gestalt und seinen bekannten Zügen, entweder unbekleidet, oder in einem neuen Gewand erschienen sey. Doch lassen wir die Geister ruhen! ich habe noch keine Erfahrung gemacht, womit dieser Zweig der Theorie der Geisterkunde bereichert werden könnte."

„Lassen Sie uns," bat Edmund, „dieses Kapitel noch nicht abschließen, denn Sie haben an mir einen Gläubigen, und ich kann Ihnen eine nicht uninteressante Geschichte einer Geistererscheinung mittheilen, deren Wahrheit ich verbürge, weil sie auf das Schicksal eines noch lebenden glaubwürdigen Mannes, welcher die Wahrheit bestätigt, einen wichtigen Einfluß gehabt hat. In der frühesten Zeit des amerikanischen Krieges, als die Engländer noch im Besitze der Insel St. Domingo (Hayti) waren, war der General Stuart Gouverneur dieser Insel. Dort erwartete man die Ankunft des Majors von Blomberg, welcher sein Regiment versammeln sollte. Die Zeit, wo er ankommen mußte, war längst abgelaufen, und alle Schiffe, welche ankamen, überbrachten den mit Ungeduld harrenden Offizieren des Regiments nur die Versicherung, daß der Major von Blomberg in wenigen Tagen eintreffen müsse. — Dieses geschah aber nicht, und der Gouverneur war eben, noch spät am Abende, damit beschäftigt, über dieses Ausbleiben einen Bericht an die englische Regierung seinem Sekretär in die Feder zu

diktiren, als man Tritte auf der Stiege und im Vorzimmer vernahm. „Was ist das?“ frug der Gouverneur. „Wer mag noch so spät in der Nacht Einlaß gefunden haben, und was mag er wollen?“ „Der Major von Blomberg selbst,“ sagte der Sekretär, „ich erkenne deutlich seine Tritte. „Fürwahr, er ist es selbst!“ rief der Gouverneur aus, als die Thüre sich öffnete, und der Major von Blomberg lebend vor ihm stand. Dem Gouverneur gegenüber einen Stuhl einnehmend, redete der Major von Blomberg diesen ohne weitere Begrüßung und Einleitung mit den Worten an: „Ich muß eiligst allein mit Ihnen sprechen.“ Der Sekretär gehorchte dem Winke, sich aus dem Cabinette zu entfernen, denn in dem ganzen Wesen des Gastes lag eine so wunderbar gebietende Würde, daß man es nicht gewagt haben würde, eine Einwendung zu machen.

„Wenn Sie nach England zurückkommen,“ hub der Major an, als er sah, daß kein Zeuge horchte, „wenn Sie nach England zurückkommen, so verfügen Sie sich nach Dorsethire zu der Wohnung des Pächters ***. Sie finden dort einen Knaben, welcher mein Sohn, die Frucht meiner heimlichen Ehe mit Lady Layng ist. Nehmen Sie sich dieses nun verwaisten Knaben an. Um seine Legitimität darzuthun, finden Sie die Urkunden bei der Frau, welche ihn unterhalten hat, in einer verschlossenen Brieftasche von rothem Maroquin, welche ihr anvertraut ist. Oeffnen Sie dieselbe, uud machen Sie von den Briefschaften den besten Gebrauch. Sie werden mich in diesem Leben nicht wieder sehen!“

Schiller mag wohl Recht haben, wenn er sagt, daß seit sechstausend Jahren noch kein Leichnam aus der Gruft gestiegen sey, und von einer Vergelterin Kunde gegeben habe; daß aber noch nie ein Geist, durch seine Einwirkung auf unsere äußeren und inneren Sinne, Kunde von seiner Fortdauer zu uns gebracht habe; dieses widerspricht wenigstens den Betheuerungen glaubwürdiger Personen, deren Unwahrheit sich durchaus nicht mit richtigen Schlüssen darthun läßt. — Uebrigens erinnere ich mich, dieselbe Erzählung, welche wir von Herrn Edmund eben vernommen haben, minder ausführlich, in einem in englischer Sprache geschriebenen Werke *) gelesen zu haben, wo noch mehrere ähnliche Beispiele zusammengestellt sind. Dieses Werk enthält auch sehr ausführliche Nachrichten über die vorzüglich in Schottland und auf den Schottländischen Inseln häufiger vorkommenden Erscheinungen, welche man Second Sight nennt, und deren Wahrheit unläugbar ist. Mich haben diese Nachrichten sehr interessirt, weil nicht nur in unserm Westphalen, sondern auch in andern, am meisten in den nördlichen Ländern, der Glaube an dergleichen Vorgesichte oder Vorhersehungen, welche man hier in der Volkssprache Vorgeschichten nennt, mehr Anhänger als Zweifler findet. Die Uebereinstimmung der Erfahrungen und des darauf begründeten Glaubens bei verschiedenen Völkern, sollte uns zu der Ueberzeugung führen, daß ihnen Wahrheit zum Grunde liege, und wir sollten über die noch in der

*) Signs before Death. By Horace Welby. London 1825.

Schattenseite der Natur liegenden Phänomene nicht so absprechend hinwegeilen. —

Ich habe mir manche Notizen darüber gesammelt, welche ich Ihnen, nebst Auszügen aus einigen englischen Werken, aus Marten's Description of the western Islands of Scotland und Dr. Johnson's journey to the Hebrides, mittheilen werde. Mich selbst haben eigene Erfahrungen, deren ich mich nicht ohne Schauer und heilige Scheu vor den Berührungen mit einer Geisterwelt erinnern kann, zu einer unerschütterlichen Ueberzeugung geführt."

„Müssen Sie aber nicht gestehen," fiel der Doktor ein, „eben darin ein sehr triftiges Argument gegen die Realität jener Erscheinungen zu finden, daß, wie Sie sagen, nur vorzüglich den Bewohnern der nördlichen Gegenden eine solche Sehergabe eigen ist? — Daß der trübere Himmel des Nordens mit seinen langen Wintern, langen Nächten und Nebeln, auch den Geist in eine trübere Stimmung versetzt, und die Phantasie mit grausigen Bildern erfüllt, läßt sich leicht erklären. Wenn wir die Dichtungen der nördlichen und südlichen Völker mit einander vergleichen, so finden wir in dieser Beziehung einen sehr auffallenden Contrast. In den heiteren Südgegenden, wo man, weniger in sich selbst zurückgezogen, mehr dem Lebensgenusse nachstrebt; selbst schon in den südlichen Gegenden Deutschlands, ist der Volksglaube an ähnliche Spukgeschichten nicht so zu Hause. Wenn wirklich eine Geisterwelt dabei ihr Spiel triebe, so wäre es doch sehr sonderbar, und nicht wohl zu er-

klären, warum die Geister nur die trüberen Nordgegenden zu ihrem Wohnsitze gewählt hätten."

„Diesen Einwand," entgegnete der Pfarrer, „habe ich wohl erwartet, denn man ist damit leicht bei der Hand. Es läßt sich aber das Wunderbare der Sache damit keineswegs auflösen.

Wenn Sie behaupten, daß Erscheinungen von der Art derjenigen, wovon wir uns jetzt unterhalten, den Völkern des Südens ganz fremd seyen, so muß ich Ihnen widersprechen. Auch bei diesen, wenn gleich seltener und unter anderen Benennungen, finden wir sie, nicht nur in den Sagen des Volkes, in ihren Liedern und Dichtungen, sondern auch in schriftlichen Ueberlieferungen wieder, wovon Sie sich, durch aufmerksame Forschung, eben so wohl, wie ich, überzeugen werden. Schon die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts enthalten Andeutungen davon. Sehr deutlich sind diese in einigen Stellen des Buches Hiob ausgesprochen, wo Elihu Gottes Gerechtigkeit vertheidiget. Der Glaube daran hat sich im Oriente bis zu diesen Zeiten fortgepflanzt, denn bei den Türken und Persern ist es ein ganz gemeiner Glaube, daß insbesondere das herannahende Lebensende sich durch ein Vorgesicht kund thue. Wir finden Spuren davon schon beim Homer und andern spätern griechischen Dichtern und Geschichtschreibern. Was sie mit dem Namen Ὅραμα bezeichneten, läßt sich oft nicht anders erklären. Die Römer hatten ihre Praesagia und Praestigia, ihre Genien und Dämonen, ihre Lemures und Lares domesticos, wodurch ihnen die Zukunft oft kund gethan wurde. Die

Vorzeichen, welche Nero's Tod verkündigten, das schallende Gelächter, welches man in seinem Pallaste, und das Geheul, welches man im Theater vernahm, waren sie nicht ganz ähnlich den Erscheinungen, von denen wir reden? Selbst bei rohen Wilden haben Reisende unserer Zeit einen ähnlichen Glauben gefunden.

Doch, wir wollen annehmen, daß Ihre Behauptung gegründet sey, und ich will nur voraussetzen, daß Sie die Wahrheit dessen, was uns über die bei einigen Nordländern vorkommenden Erscheinungen — oder, wenn Sie wollen, Phantasiebilder — welche man Second Sight, oder Vorgesichte nennt, von glaubwürdigen Männern, zum Theil auf den Grund eigener Erfahrung, übereinstimmend mit dem Volksglauben, berichtet wird, nicht in Zweifel ziehen wollen. Wollten Sie dieses, und könnten Sie alle jene Berichte für Wahn und leere Erfindungen halten, dann würden freilich meine Worte zu Ihnen in den Wind geredet seyn."

„Ich will nicht," fiel der Doktor ein, „die Versicherungen vieler achtungswerthen Männer für Lügen erklären."

„Nun so folgt auch," fuhr der Pfarrer fort, „aus dem, was Sie gesagt haben, weiter nichts, als daß der Einfluß klimatischer Verhältnisse, der Erziehung und Lebensweise in einigen Gegenden, die äußeren und inneren Sinne der Menschen für die Einwirkungen einer Geisterwelt — welche keineswegs auf jene Gegenden beschränkt seyn mag — empfänglicher zu machen, oder ihre Phantasie zu jener höheren Potenz zu steigern ver-

mag, vermöge welcher sich Bilder zukünftiger Begebenheiten mit allen, selbst unbedeutenden Einzelnheiten klar in ihr abspiegeln. Es ist gar nicht widersinnig, sondern im Gegentheile logisch richtiger, nur diesen Schluß aus Ihrer Behauptung zu ziehen. — Wissen wir doch, welchen wunderbaren Einfluß der Magnetiseur durch seinen Blick und Willen auf den Seelenzustand einer magnetisirten Person hat; wie sollten wir nicht jenen Verhältnissen einen noch stärkeren Einfluß zugestehen!

Sie mögen immerhin auch annehmen, daß der Glaube die Phantasie für solche geistige Eindrücke empfänglicher mache, denn wahr ist es, was Schiller sagt:

Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Alles dieses schadet der Sache nicht. Das Wunderbare liegt eben darin, daß zukünftige Begebenheiten, welche durch Combinationen und Schlüsse von der Gegenwart unmöglich vorhergesehen werden konnten, mit allen, selbst ganz unbedeutenden, Nebenumständen auf einmal klar im Bilde vor die Seele treten. Gleichgültig ist es, ob dieses Bild mit unseren äußeren Sinnen, oder mit unserem inneren Auge in der Art aufgefaßt wird, daß wir es mit unseren äußeren Sinnen wahrzunehmen vermeinen. Man wird jedoch durch den auch mit dem hiesigen Volksglauben genau übereinstimmenden Bericht glaubwürdiger Reisenden, über das Second Sight der Schottländer, zu der Ueberzeugung hingerissen, daß sich das Bild des in der Zukunft liegenden Ereignisses nicht zufällig in der Phantasie des Sehers gestaltet, sondern

daß äußere Einwirkungen einer unsichtbaren Welt dasselbe hervorrufen.

Wie wäre es anders gedenkbar, daß zwei und mehrere Personen in demselben Momente, durch dasselbe Bild gleichsam überrascht werden, und es an demselben Orte mit allen Farben und Einzelnheiten wahrnehmen? Nur in der Stimmung, in welcher ich jetzt bin, mag ich Ihnen die Erfahrung aus meinem eigenen Leben mittheilen, deren ich schon erwähnt habe, und welche mich vom Ungläubigen zum Gläubigen bekehrt hat.

Als ich zum Pfarrer dieses Ortes ernannt wurde und meine Pfarrwohnung bezog, da fand ich in ihr einen jungen Mann, welcher bei dem letztverstorbenen Pfarrer als Hausknecht im Dienste gestanden hatte, und den ich auch in dieser Eigenschaft bei mir wieder aufzunehmen nicht Bedenken trug. Nach Verlauf von etwa acht Tagen, spät am Abende von einem Krankenbesuche zurückkommend, wurde ich durch das klägliche Gewinsel eines Hundes, welcher vor meiner Thürschwelle lag, und ungeachtet aller Bemühungen meines Hausknechtes, ihn zu verjagen, und selbst mit Prügeln hinweg zu bannen, immer zurückkehrte, in eine trübe Stimmung versetzt. Mich überlief dann und wann ein Schauer, wozu ich den Grund in den vor meiner Phantasie schwebenden Bildern nicht finden konnte, denn ich las eben Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und meine Gedanken waren mit dem vor mir liegenden Buche beschäftigt. — Mich endlich zu Bette legend, suchte ich vergebens einzuschlummern, denn meine Phantasie war mächtig aufgeregt, und manch-

faltige, jedoch keineswegs traurige Bilder, schwebten vor meiner Seele. In dieser Stimmung war ich bis zur Mitternacht in einen so ungewöhnlichen Schweiß gerathen, daß ich aus Furcht vor Erkältung nicht aufzustehen wagte, als ich, etwa eine Stunde nach Mitternacht, meine Hausthüre mit lauten Geknarre sich öffnen, und bald darauf ein dumpfes Gepolter, wie vom Falle eines hohlen hölzernen Gefäßes, vernahm. Räuber hatte ich, bei der Lage meines Hauses, nicht zu befürchten, und die Treue und Wachsamkeit ließ keine Besorgniß in mir aufkeimen.

Ich schrieb das vernommene Geräusch irgend einem natürlichen Ereignisse zu, ohne weiter meine Gedanken damit zu beschäftigen. Nach einigen Minuten wiederholte sich aber ein ähnliches Geräusch in dem neben meiner Schlafstube befindlichen Gange. Ich glaubte Tritte zu hören und rief laut: Wer ist da? Statt einer Antwort vernahm ich vier bis fünf nacheinanderfolgende laute Hammerschläge, und dieses wiederholte sich viermal, während ich beschäftigt war, mich in meinen Pelz zu hüllen, um dem Grunde des unheimlichen Geräusches nachzuforschen. — Obgleich die vernommenen Töne sehr laut zu meinem Ohr zu dringen schienen, so lag doch in dem Klange etwas so Wunderbares, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen einen klaren Begriff davon beizubringen. Ich muß gestehen, daß mich jetzt unwillkührlich ein mächtiger Schauer faßte, wie man ihn wohl bei der Geisternähe empfinden mag, und daß ich alle Vernunftgründe auf mein Herz concentriren mußte, um es zur

näheren Untersuchung der Sache zu ermuthigen. Ich trat, fast scheu, aus meiner Stubenthüre. Aber da war Alles auf der Hausflur still und dunkel, und die Hausthüre war fest verschlossen. Nun kamen mir — wie ich nicht läugnen kann — die Gedanken von Geisterspuk und Vorhersehungen in den Sinn, und, mich wieder auf mein Lager hinstreckend, suchte ich vergebens den Schlaf bis zur Morgenstunde, wo der erwachende Strahl des Tages, die Gespräche der vor meinem Kammerfenster vorbeiwandernden Drescher und das harmonische Geräusch ihrer Arbeit im Nachbarhause, mein Gemüth beschwichtigten und meine Augen sich auf einige Stunden vom Uebermaße der Ermüdung schlossen. — Mein Freund, Herr Diethelm, welcher am Morgen in mein Zimmer trat, fand mich sehr blaß und erkundigte sich nach meinem Befinden. — Ich erzählte ihm das nächtliche Ereigniß sehr umständlich, aber er lächelte dazu und meinte, daß ich wohl, unbewußt in Schlummer gesunken, einen beunruhigten Traum gehabt haben möge. Ich selbst suchte, in heiterer Gemüthsstimmung, den Grund in einer Aufregung meiner Einbildungskraft zu finden, und hatte nach fünf Tagen das Ereigniß vergessen; da trat am Morgen mein Hausknecht zu mir ins Zimmer, und sagte: „Ich komme zu spät zu Ihnen, Herr Pfarrer, um für meine Mutter noch einen Trost bei Ihnen zu holen. Ich habe sie heute Morgen entseelt im Bette gefunden. Sie war zwar sehr alt und hinfällig, und hat sich auch noch am Tage vor Ihrem Einzuge zum Eingange in die Ewigkeit christlich vorbereitet;

daß dieser aber so nahe sey, konnte ich nicht vermuthen, denn sie legte sich noch ganz munter zur Ruhe."

Nun erst erfuhr ich, was ich bisher noch nicht wußte, daß mein Hausknecht eine Mutter hatte, welche mit mir unter einem Dache wohnte, wo ihr mein Amtsvorgänger, neben der Kammer des Hausknechtes, am Stalle, eine Schlafkammer eingeräumt hatte. Die Entdeckung erschütterte mich um so mehr, da ich seit zwei Tagen an einem Wechselfieber litt, welches mich an meine Stube fesselte. Ich gedachte nun wieder des vor fünf Tagen erlebten Ereignisses, und konnte nicht umhin, dasselbe mit dem in meiner Wohnung eingetretenen Trauerfalle in Verbindung zu bringen. Am dritten Tage wurde die Leiche, wegen meines Uebelbefindens, durch den hiesigen Pfarrkaplan besorgt. Herr Diethelm war früh am Morgen dieses Tages bei mir, und, nicht ohne Schauer, erlebte ich nun die pünktlichste Erfüllung alles dessen, was ich in jener schlaflosen Nacht gehört hatte. Das Geknarre der geöffneten größeren Hausthüre, welche sonst nur selten geöffnet wird, — das Gepolter des durch einen Zufall dort niederfallenden Sarges, das Geräusch bei dem Niedersetzen desselben in dem neben meiner Stube befindlichen Gange, der Schall und die Zahl Hammerschläge in vier Pausen, als der Deckel aufgenagelt wurde; Alles stimmte auf das Genaueste mit dem überein, was ich acht Tage vorher nach Mitternacht erfahren hatte.

Herr Diethelm kann mir noch bezeugen, wie ich ihm an jenem Morgen bei seinem Besuche die Einzelnheiten

der Begebenheit vorher gesagt habe. Daß meine Vision, oder vielmehr das, was ich zu hören glaubte, wirklich eine prophetische Eingebung gewesen sey, werden Sie nicht bezweifeln können, und ich bin dessen vollkommen gewiß. —

Nun erklären Sie mir aber, Herr Doktor, wie konnte dieses Bild sich, genau übereinstimmend mit der nach acht Tagen eingetretenen Begebenheit, in meiner Phantasie gestalten, da ich nicht einmal wußte, daß eine alte, dem Tode nahe Frau mit mir unter demselben Dache wohnte? Wie konnten sich überhaupt Bilder von solcher Art dahin verirren, da ich Ihnen versichern kann, an jenem Abende nicht an etwas Aehnliches gedacht zu haben, und da mir die Bedeutung des vernommenen Geräusches erst nach der Erfüllung klar geworden ist?

Meine Erfahrung bestärkt mich in dem Glauben, daß das Gewinsel eines Hundes, welches bekanntlich für ein Unglück verkündendes Zeichen gehalten wird, oft darin wirklich seinen Grund haben mag, daß diese Thiere mit ihren schärferen Sinnen Erscheinungen wahrnehmen, welche unseren Sinnen entgehen; daß sie gleichsam Geister wittern. Der Domvikar B...... in P........ war ein unbefangener Wahrheit liebender Mann. Er suchte mit so warmem Eifer das Licht der Aufklärung um sich her zu verbreiten, daß man ihn noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts als einen Ketzer anklagte und verdammte, und er nur durch die von seinen Freunden beförderte Flucht dem schon beschlossenen Auto da Fe zu entgehen vermochte. Dieser Mann, mein Lehrer und

Führer in der Jugend, sagte manche Begebenheiten, welche sich in der Nähe seiner Wohnung ereigneten, z. B. Truppenmärsche, und zwar diese auch in Ansehung der Richtung, beinahe auf eine Minute voraus. Er selbst war kein Seher, aber er glaubte an Visionen, und er versicherte mich oft, seine Vorhersagungen lediglich auf die Beobachtung eines kleinen Haushundes zu gründen, welche er lange mit den in bestimmter Zeit darauf folgenden Ereignissen verglichen, und bestimmte Resultate daraus gezogen habe. Ihm war es gar nicht zweifelhaft, daß einem jeden Ereignisse gleichsam ein Schatten voraus gehe, welcher nur mit gesteigerter Sinnenkraft und von manchen Thieren mit ihren schärferen Sinnwerkzeugen wahrgenommen werden kann.

Daß auch bei den Thieren die Phantasie in der Art ihr Spiel treibe, daß sie im Zustande des Wachens die Bilder derselben für Sinnenwahrnehmung halten, ist nicht wohl zu glauben. Treten wir aber der Meinung des Domvikar B...... bei, so müssen wir auch eine Realität jener Erscheinungen annehmen."

Dem rationellen Doktor blieb gegen diese Demonstrationen, welche der Pfarrer mit solchem Feuer vorbrachte, daß man es nicht wagte, ihm in die Rede zu fallen, für den Augenblick nichts zu erinnern übrig.

„Ich werde Ihnen," sagte er, „zu einer anderen Zeit meine weiteren Zweifelsgründe mittheilen, indem es schon spät geworden ist und ich nicht länger weilen darf. — Aber Ihre Erzählung hat mir in der That Grauen gemacht, und ich fürchte, halb und halb ein

Geisterseher zu werden. Daher bitte ich Sie, mich wenigstens bei dem Ruheplatze der Todten vorbei zu begleiten."

„Gerne," sagte der Pfarrer, „bin ich dazu bereit; denn für die Herren Aerzte hat doch dieser Platz oft unangenehme Erinnerungen. Ihre Zweifelsgründe werde ich gerne vernehmen, denn nur durch die Austauschung unserer Gedanken kommen wir schneller zur Wahrheit. Die Natur hat wunderbare Tiefen, welche noch kein Sterblicher zu ergründen sich bemüht hat, obgleich man nicht behaupten kann, daß es dazu an einem Senkblei fehle, und unser Auge nicht dahin dringen könne. — Wenn ein jeder unbefangene Denker sich selbst mehr zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte, und mit einer Offenheit und Wahrheit, wie Rousseau seine Bekenntnisse schrieb, und Lichtenberg seine Schwächen aufdeckte, alle Erfahrungen über das innere Seelenleben mittheilte; wenn unsere Philosophen, statt Alles für Trug und Täuschung zu erklären, was sie nicht selbst erfahren haben, und wofür sie nach ihren Systemen keinen genügenden Grund finden, alle glaubwürdige Berichte sammelten und verglichen; so würden wir über das, was zu wissen uns am meisten Noth thut, gewiß wichtigere Resultate zu erwarten haben, als die Resultate aller ihrer Speculationen, womit man in dieser Beziehung seit Jahrtausenden noch kein Haar breit weiter gekommen ist. Wie arm an Weisheit, und wie noch ärmer an Gemüth, sind doch diese Herren, welche mit einem so entscheidenden Tone, als ob sie vom Mittelpunkte der Erde aus

alle unendlichen Räume durchflogen hätten, hinter ihren Bücherschränken hervortretend, und von ihren Kathedern herab alle Menschen Narren und Schwärmer schelten, denen eine tiefere Ahnung des Lebens aufgegangen ist! Mir haben die Früchte des Nachdenkens über meine wenigen Erfahrungen in manchen trüben Stunden kräftiger das zweifelnde Gemüth erhoben, als alle ihre Schulweisheit."

II.

Eine briefliche Mittheilung aus Berlin.

Aus den beiden Heften der Blätter aus Prevorst glaube ich schließen zu dürfen, daß Ihnen auch von anderen Gleichgesinnten Mittheilungen nicht unwillkommen seyn werden, welche sich auf den Zweck dieser Blätter beziehen, und in dieser Voraussetzung erlaube ich mir die nachfolgenden.

Zuerst veranlaßt mich der in dem zweiten Hefte enthaltene Bericht über eine im Jahre 1725 erschienene Schrift, über den Hades*), Sie auf eine schon früher herausgekommene ähnliche Schrift: „Von dem mittlern Zustande der Seelen nach ihrem Abschiede aus dem Leibe, Amsterdam, 1703," aufmerksam zu machen. Ich kenne diese nicht unmitttelbar, sondern nur aus einer im Jahre 1729 von dem ehrwürdigen Verfaßer der „Historie der

*) Zweites Heft S. 122.

Wiedergebornen in Sachsen," Christian Gerber, unter dem Titel: „Theologisches Bedenken über die wichtige Frage, ob die Seele eines Gläubigen nach dem Abschiede aus dem Leibe alsobald zu Christo in die ewige Freude komme, Gott schaue, und also vor dem jüngsten Tage die ewige Seligkeit genieße," herausgegebenen kleinen Schrift, in welcher die in jener aufgestellten Lehre von einem mittleren Zustande nach dem Tode (Hades) mit biblischen und theologischen Gründen zu widerlegen gesucht wird. Als Hauptbeweisstelle gegen den Hades betrachtet Gerber die Worte Joh. 5, 24: „Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen,"— eine Stelle, die meines Erachtens gerade einen solchen Zwischenzustand für alle Nichtgläubigen und nicht das Wort des Herrn Hörenden (d. h. demselben nicht folgenden) klar beweisen dürfte, da das „Hindurchdringen" offenbar auf einen Zustand zwischen dem Tode und dem, was die Schrift Leben nennt, hinweist.

Alle sich auf den Zustand der Seelen im Scheol oder Hades bezeichnenden Stellen, sowohl des alten als des neuen Testamentes, deuten unzweifelhaft darauf hin, daß derselbe vor Christo, in Folge des Sündenfalles, kein eigentliches Leben, sondern nur ein unfreies Traumleben war, und auch jetzt ohne ihn nur ist (und das scheinen auch die aus dem Hades uns zukommenden Erscheinungen, wie die der Seherin von P., zu beweisen); überall bezeichnet die Schrift den Zustand

im Hades ohne lebendigen Glauben an Christum, als einen Zustand des Todes, der dem ewigen Leben entgegengesetzt ist: nur wenn die Seele durch den Glauben an Christum mit voller, durch kein irdisches Verlangen getrübten Sehnsucht sich zu Gott, der Quelle alles Lebens, wendet, und in dieser Sehnsucht das eigene Leben selbst daran gibt, erhält sie aus dieser Lebensquelle neues seliges Leben.

Mit einer zweiten, von Gerber für seine Ansicht angeführten Schriftstelle, Offenbarung 14, 13: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an," dürfte es derselbe Fall seyn; denn diese führt, wenn das „von nun an" so viel heißt, als: nachdem jetzt durch den Sohn Gottes uns der Weg zu ihm, also zur Seligkeit, geöffnet ist, von selbst auf die Frage: wo sich denn bis dahin die Frommen befanden?

Auch die übrigen biblischen Gründe, welche Gerber gegen den Hades anführt, beweisen nichts gegen denselben, sondern nur allenfalls, daß ein solcher Zwischenzustand der Seelen der seit Christo im Glauben Wiedergeborenen nicht vorhanden ist, sondern sie unmittelbar nach ihrem Tode zu einem Zustande der Seligkeit, wenn auch vielleicht noch nicht zu den höheren Stufen desselben, gelangen. Gerber scheint bei seiner Widerlegung mehr durch den Antagonismus des orthodoxen Lutheraners gegen die Lehre der katholischen Kirche vom Fegfeuer, als von einer unbefangenen Prüfung der unzweifelhaft für den Hades sprechenden biblischen Gründe geleitet zu seyn, wenn er gleich einräumt, daß Luther selbst, wenig-

stens in seinen ältern Schriften, sich der Meinung, daß für die im lebendigen Glauben noch nicht vollendeten Seelen ein Zwischenzustand vorhanden sey, nicht abgeneigt geäußert habe, und mehrere sich darauf beziehende Stellen aus Luthers Schriften anführt.

Was nun die Schrift, welche Gerber zu der seinigen veranlaßt hat, betrifft, so ist sie keineswegs, wie man vermuthen könnte, ein früherer Abdruck der im vorigen Hefte dieser Blätter (S. 122) analysirten; eine Vergleichung dessen, was über den Inhalt jener in der Gerberischen Schrift gesagt ist, mit den in diesen Blättern enthaltenen Auszügen, ergibt vielmehr eine wesentliche Verschiedenheit des von beiden Verfassern eingeschlagenen Weges, um zu demselben Resultate zu kommen. Der von 1703 scheint seine Beweise für den Hades, neben den Aussprüchen der heiligen Schrift, hauptsächlich aus den Schriften der Kirchenväter hergenommen zu haben.

Der Verfasser hat, wie aus Gerbers Gegenschrift sich ergibt, als Beweis für den von ihm sogenannten mittleren Zustand der Seelen, auch die von Zeit zu Zeit vorkommenden Geister-Erscheinungen betrachtet. Was die Möglichkeit oder Realität derselben betrifft, so stimmt Gerber ihm bei, indem er wörtlich bemerkt: „es ist allerdings glaublich, daß die im Unglauben abgeschiedenen Seelen ihren irdisch gesinnten Sinn nicht ablegten, auch möchten wohl Manche ihren vorigen Leib gerne wieder anziehen, sie dürfen aber nicht, sondern vagiren in der Finsterniß mit großem Verdruß herum. Nachdem aber

so oft mit den Verstorbenen sich sehr wunderliche Dinge zugetragen, wer wollte läugnen, daß die abgeschiedenen Seelen, zumal wenn sie irdisch gesinnt gewesen, und also zu Christo nicht kommen können, aus Gottes Zulassung die alte Herberge wieder besuchen und gerne bewohnen wollen."

Auch bei einer anderen Gelegenheit, nemlich in seiner Geschichte der Wiedergebornen, äußert Gerber sich über die Möglichkeit der Geister-Erscheinungen, und begründet dieselbe auf eine für den glaubigen Christen gewiß sehr überzeugende Art, indem er, gewohnt das Wort Gottes immer als das Fundament aller Erkenntniß und den Probierstein aller Wahrheiten zu betrachten, bemerkt, daß der Heiland, als er nach seiner Auferstehung den Aposteln erschienen, und sie ihn für ein Gespenst hielten, nicht geantwortet habe: ihr Thoren, es gibt ja keine Gespenster; sondern vielmehr: er sey kein Gespenst, denn ein solches habe nicht Fleisch und Bein, wie er.

Bei dieser Gelegenheit erzählt er eine Geister-Erscheinung, die sich zu der Zeit, wo er schrieb, im Jahre 1728 „vor zwei Monaten" in Dresden zugetragen, und er aus dem Munde einer Theilnehmerin, „einer sehr glaubwürdigen, christlichen und beherzten Frau," gehört habe, eine Erzählung, die in mancher Beziehung merkwürdig zu seyn scheint, und die ich daher, größtentheils mit Gerbers Worten, hier wiedergebe.

Ein vornehmer Mann zu Dresden hatte eine Person, die ihm sein Hauswesen besorgte. Diese starb vor einiger Zeit und er wird genöthigt, eine andere zu suchen.

Als diese neue in eben dem Zimmer schlafen muß, wo die Verstorbene geschlafen, so kommt ein Gespenst in der Verstorbenen Gestalt, und will sie aus dem Bette werfen, ängstigt und quält sie bei zwei Stunden. Ob nun wohl diese Person andere mehr zu sich genommen und in dem Zimmer schlafen, auch Licht brennen lassen, ist dennoch das Gespenst wieder gekommen und hat ihre Nachfolgerin geplagt. Diese bittet daher die Erzählerin, bei ihr im Bette zu schlafen, was dieselbe auch bewilligt. Beide gehen daher um zehn Uhr zur Ruhe, schließen die Thüre zu, und es schlafen außer ihr noch zwei Frauenzimmer in der Stube; auch wird ein Licht, nebst zwei Wachsstöcken, angezündet. Um zwölf Uhr kommt das Gespenst, macht die Thüre auf und auch wieder zu. Sie wachen alle darüber auf, sehen jedoch keine Gestalt. Die Erzählerin aber, welche bei der neuen Haushälterin im Bette und zwar vornen liegt, sieht eine blaue Hand, die greift über sie hinüber nach dieser, und zwar so fort nach deren Kehle, und würget sie. Die Geplagte kann weder reden noch schreien, sondern winselt erbärmlich, hält sich an die bemeldete Frau, und legt ihr Haupt in deren Arme, hat auch dermaßen geschwitzt, daß Alles naß an ihr geworden. Dieses Aengstigen und Würgen hat bis des Morgens halb drei Uhr gewähret, da denn das Gespenst wieder zur Thüre hinausgegangen, aber unsichtbar, nur daß sie die Thüre auf- und zugehen hören. Die Personen haben alle gebetet, was sie nur gewußt haben. Das Gespenst hat sich aber nicht daran gekehrt, sondern fortgefahren, die Geplagte zu würgen, hat ihnen

auch das Deckbette entzogen, da doch die Frau, die ziemlich stark war, das Bette so fest gehalten, daß ihr die Finger wehe gethan, hat es aber nicht erhalten können, und wenn sie es auch gleich wieder bekommen und an sich gezogen, so hat ihr dasselbe doch das Gespenst wieder von Neuem entrissen, und das hat, wie gesagt, bei brennenden Lichtern bei drei Stunden gewähret.

Gerber fügt hinzu: „Ich könnte noch mehrere Umstände anführen, die diesen Handel glaubhaft machen, trage aber Bedenken, solches zu thun." Die Geplagte hatte erst später Frieden vor dem Gespenste.

In dieser Erzählung scheint mir besonders bemerkenswerth, daß nur die Hand des Gespenstes sichtbar war. Aus den Erscheinungen der Seherin von Prevorst ergibt sich, daß ein Geist um so dunkler erscheint, je mehr das Böse in ihm Gewalt hat; sollte es damit nicht im Zusammenhange stehen, daß in dieser Erzählung derjenige Theil ihres geistigen Körpers, dessen die Verstorbene sich zum Werkzeuge ihrer Eifersucht und ihres Hasses bediente, die Hand, in blauer Farbe (oder wohl dunkelgrauer Farbe, da beim Nachtlichte beide ziemlich gleich erscheinen), sichtbar hervortrat?

Als einen beachtungswerthen Grund für die Realität der Geister-Erscheinungen, welcher, dünkt mich, nach den Grundsätzen historischer Kritik, auch den hartnäckigsten Zweifel beseitigen dürfte, glaube ich die in allen Erzählungen, wo dessen gedacht ist, übereinstimmende Art, wie das Nahen und Entfernen eines sol-

chen unseligen Geistes sich hörbar macht, betrachten zu müssen. Da dieselbe so ganz eigenthümlich und dem, wie die Phantasie dieses Nahen oder Entfernen der Geister, wenn sie blose Gebilde derselben wären, sich vorstellen würde, keineswegs entsprechend ist.

Das Klopfen und hauptsächlich das Rauschen wie mit Papier, kenne ich aus eigener Erfahrung lange bevor ich die Seherin las.

Denken wir uns, abgesehen von solchen Erfahrungen, einen Geist, nach der gewöhnlichen Vorstellung, als ein unkörperliches Wesen, so werden wir uns sein Nahen als schwebend und dem Ohre nicht vernehmbar vorstellen, wogegen die zu den verschiedensten Zeiten und von Personen, zwischen denen keine Mittheilung, oder bei welchen keine, durch die Erzählung der Anderen vorgefaßte Meinung Statt finden konnte, gemachten Erfahrungen darin übereinstimmen, daß dieses Nahen oder Entfernen gewöhnlich wie ein Schlürfen *) auf Socken oder niedergetretenen Pantoffeln hörbar, also dem, wie die Phantasie sich dasselbe vorstellen würde, durchaus nicht entsprechend ist. Man muß, dünkt mich, alle Regeln historischer Glaubwürdigkeit verläugnen, um

*) Jener weibliche Geist im Stifte zu Oberstenfeld (siehe die erste Sammlung dieser Blätter) durchschreitet die Gänge daselbst auch gewöhnlich mit dem Tone des «Schlürfens.» Daher ihn die Bewohner desselben nur die «Stiftsschlürferin» nennen. Kerner.

darin nicht den Beweis für die Realität dieser Erscheinungen zu erkennen.

Ich erinnere mich in französischen Memoiren aus den Zeiten Ludwigs XV. einer von dem Könige selbst erzählten Geister-Erscheinung, die ihm von dem Besitzer des Schlosses, wo sie sich zugetragen und der sie selbst erlebt hatte, mitgetheilt worden. Es wird darin beschrieben, wie der Geist sich diesem genähert habe, und dabei bemerkt, daß dieß plutôt *glissant* que marchand gewesen sey.

Auch mehrere andere Erscheinungen, die mir aus den zuverlässigsten Quellen bekannt sind, kann ich als Beleg dafür anführen. Ich hatte vor nicht kurzer Zeit ein Mädchen in meinen Diensten von einer seltenen Treue und Einfalt des Charakters, von welcher Jeder, der sie kannte, überzeugt seyn mußte, daß Lug und Verstellung bei ihr nicht denkbar sey. Meine Gattin bemerkte bald bei ihr große Abneigung gegen die Einsamkeit der ihr angewiesenen Schlafstätte, und auf Befragen, was sie zu dieser Aengstlichkeit veranlasse, kam heraus, daß sie sich sehr vor Gespenstern fürchte, indem sie einmal ein solches gesehen habe. Auf weiteres Befragen erzählte sie darüber Folgendes: Als sie noch bei ihren Eltern in Brandenburg, welche dort in einem sehr alten Hause gewohnt hätten, als schon erwachsenes Mädchen sich befunden habe, sey sie in einer Nacht mit einem sehr ängstlichen Gefühle erwacht, und habe beim Lichte des Mondes, der sehr hell ins Fenster geschienen, die Gestalt eines Mannes, der einen sonderbaren, hohen und

spitzigen Hut aufgehabt, vor ihrem Bette stehen sehen; diese Gestalt hat sie angeblickt, und eine Hand auf ihre über die Bettdecke befindliche Hand gelegt gehabt; sie sey auf das Heftigste erschrocken, aber nicht im Stande gewesen, ihren Eltern, die in demselben Zimmer geschlafen, zuzurufen, sondern sie habe schnell ihre Hand weggezogen und sey unter die Bettdecke gekrochen. Bald darauf habe sie die Erscheinung sich entfernen, und aus der Stubenthür gehen gehört, und darauf erst habe sie ihren Eltern rufen können. — Auf die Frage: wie sie das Weggehen gehört habe, erwiederte sie: „als wenn Jemand auf Schlarfen (niedergetretenen Pantoffeln) geht.“ Das Mädchen erzählte ferner, daß, als ihre Mutter darauf einer mit im Hause wohnenden Bäckersfrau von dieser Erscheinung erzählt, Letztere darauf erwiedert habe, daß dieß nichts Neues sey, ihre Gesellen holten das zum Brodbacken nöthige Mehl des Abends immer so früh wie möglich vom Boden, weil, wenn es später von ihnen geholt worden, sie oft diesen alten Mann an der Treppe stehend gefunden hätten.

Meine Schwiegereltern besaßen in der Nähe von Lübeck ein Landgut, welches ehemals einem Bürgermeister Namens Linneburg gehört hatte, dessen Porträt sich in einem, früher als Kapelle benutzten, Saale des Wohnhauses befand. Als sie einst dieses Gut mit einer zahlreichen Gesellschaft von Bekannten besuchten, um diese während einiger Tage dort zu beherbergen und zu bewirthen, hatten sie ein erst seit Kurzem in ihren Dienst getretenes, und daher noch nie auf dem Gute gewesenes

Mädchen mitgenommen. Einige Tage nach der Ankunft geht meine Schwiegermutter mit demselben vor dem Bildnisse des Bürgermeisters vorüber, und das Mädchen fragt, auf dasselbe zeigend: „wo ist denn der alte Herr hingekommen, den sehe ich ja gar nicht unter den Gästen?“ — Das glaube ich wohl, erwiederte meine Schwiegermutter, denn der ist seit vielen Jahren todt. — „Todt?“ ruft das Mädchen heftig erschreckend, „ach! dann habe ich seinen Geist gesehen;“ — und darauf erzählt sie, daß, als sie am Abend nach der Ankunft hinter einem, am Ende eines Ganges befindlichen, hölzernen Gitterverschlage beschäftigt gewesen, sie Jemanden, wie auf Schlarfen gehend, den Gang herunter kommen gehört, und gleich darauf die Gestalt dieses alten Herrn, so wie er da abgebildet, vor dem Gitter stehend und sie anblickend gesehen habe; sie sey gleich heftig erschrocken, ohne eigentlich gewußt zu haben worüber, habe sich auf einer anderen Stelle zu thun gemacht, und bald darauf die Gestalt sich eben so entfernen gehört, wie dieselbe gekommen sey. — Meine Schwiegermutter war durch diese Erzählung nicht überrascht worden, da sie schon von mehreren Personen, welche öfter und längere Zeit das Haus bewohnten, namentlich einem alten treuen Hauswärter, gehört hatte, daß sich der ehemalige Besitzer zuweilen in dieser Art sehen lasse.

Ich schließe diese Mittheilungen mit einem Ereignisse, welches zwar nicht zu den bedeutenden der Art gehört, aber aus dem Grunde, weil es sich erst vor wenigen Monaten hier, in einer mir sehr wohlbekannten, höchst

achtbaren Familie zugetragen hat, aus deren eigener Erzählung ich dasselbe kenne. Im Dienste der Familie befand sich eine alte Kinderfrau, welche sehr krank ward; in einer Nacht, als ihr Zustand schon von der Art war, daß der Arzt ihr Ende als nahe bevorstehend erklärt hatte, steht sie, da die Krankenwärterin eingeschlafen war, aus ihrem Bette auf, schleppt sich nach dem Zimmer, wo die Frau des Hauses mit ihrer, unter den Händen der Alten aufgewachsenen und von dieser auf das Zärtlichste geliebten Tochter schläft, klopft an die Thüre, und als jene, aufgeschreckt, erwachen und rufen: wer ist da? kommt sie herein und sagt: ich muß doch sehen, was mein Malwinchen macht. — Mit Mühe bringt sie die Alte wieder zu Bette, indem diese mehrere Mal sagt: „Morgen um diese Zeit (es war ein Uhr) komme ich doch wieder." — Am andern Tage stirbt sie, und die Nacht darauf, mit dem Schlage ein Uhr, werden Mutter und Tochter durch ein helles und deutliches Klopfen an ihrer Thüre geweckt, und mit Schrecken an jene, bereits wieder vergessen gewesene, Versicherung erinnert. Fast allnächtlich klopfte es seit der Zeit in derselben Art und zu derselben Stunde, zum großen Schrecken der Bewohnerinnen, und zuweilen auch öffnete sich die Thüre (zum ersten Male, als der Vater, welcher, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, sich eine Nacht in dem Zimmer aufgehalten und auf das Klopfen „herein" gerufen hatte), ohne daß jedoch etwas Weiteres zu hören und zu sehen war. Einige Wochen darauf bezog diese Familie eine Wohnung in einem anderen

Hause, und seit der Zeit ist sie von diesem unheimlichen nächtlichen Zuspruche befreit.

III.

Anmeldungen von Verstorbenen.

Der vormalige Dr. M., auch Medicinalrath Ehrmann zu Frankfurt a. M., geboren zu Straßburg, und im vorigen Jahrzehend zu Speyer gestorben, ein ausgezeichneter praktischer Arzt und sehr gelehrter Mann, übrigens ein Liebhaber des Scherzes und der Laune, war bei allem Vergnügen am Außerordentlichen nichts weniger als entschieden glaubig in der Geistersache. Als im J. 1804 Wötzels „Erscheinung meiner Gattin nach ihrem Tode" herausgekommen war, so schrieb Ehrmann 1805 eine darauf bezügliche kleine Gelegenheitsschrift, unter dem Titel „Onirus" (der Traumgott), welche nicht in den Buchhandel gekommen ist. In dieser wird die Sache humoristisch hin- und hergeworfen, ungefähr wie in Kants „Träumen eines Geistersehers," und am Ende aus Coma vigil, oder der wachenden Schlafsucht erklärt, so daß alles Visionswesen auf den sehr schwankenden Füßen der Träumerei ruhen soll. Inzwischen muß der spöttelnde Psycholog doch zwei merkwürdige Erfahrungen erzählen, die wohl verdienen, gekannt zu seyn, eine von einem Andern, und die andere sogar von sich selbst. Vermuthlich scheute er nur den Ruf eines Geistersehers, oder wollte nicht mehr behaupten, als streng erweislich war.

Friede sey mit seiner Seele! Wir glauben nichts Unerlaubtes zu thun, wenn wir seines, auf dem Titel der Druckschrift selbst befindlichen Namens mit verdientem Lobe erwähnen.

1.

S. 50 heißt es, wie folgt: „Der verstorbene Hofrath Senkenberg (der Gründer der berühmten Senkenbergischen medicinischen Stiftung zu Frankfurt) ließ in der Lebensbeschreibung seiner Gemahlin, einer geborenen Riese, seinen Mitbürgern kund und zu wissen thun, daß sie ihm, während ihr Leichnam noch in seiner Behausung lag, dreimal geklopft hätte, einmal an der Stubenthüre, das andere Mal am Kleiderschranke, und das dritte Mal am Sargdeckel, „„und in dem war es, als ginge etwas zwischen uns durch, nicht dem Gesichte, sondern dem Gefühle nach, und uns überlief, ohngeachtet wir ohne Furcht und leere Einbildung waren, auf gleiche Zeit ein Schauer, der uns nicht schreckhaft, sondern vielmehr fröhlich machte."" Dr. Joh. Christian Senkenbergs Nachricht von seiner Ehefrauen Johanna Rebecca, gebornen Riese, christlichem Leben und seligem Tode. Frankfurt a. M. 1743, in Fol. (gehört unter die rariora)."

2.

Die andere Geschichte macht eigentlich die Grundlage der kleinen Schrift aus, und wird in brieflichen Actenstücken erzählt, woraus wir Folgendes ausziehen: Im Sommer 1804 reiste Dr. Ehrmann nach Straßburg auf Besuch, und fand daselbst unter wenigen alten Freun-

den seinen ehemaligen Lehrer, Magister Schmidt. Ihm theilte er das von Haus mitgenommene Wötzel'sche Buch zum Lesen mit, worüber derselbe ein unentschiedenes Urthe l fällte. Sie unterhielten sich oft über die Wahrheit der Erscheinungen. Als nach einigen Wochen Dr. Ehrmann zu Straßburg Abschied nahm, so sagte Schmidt zu ihm bei der Trennung, in Gegenwart mehrerer Freunde, mit Thränen in den Augen: „Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, ich fühle, daß ich Sie nicht mehr sehen werde; aber zählen Sie auf mein Versprechen, daß, wenn es möglich ist, Ihnen ein Anzeichen zu geben, wenn ich diese Welt verlasse, Sie den Beweis davon haben sollen." Diese Wiederholung einer gegebenen Zusage beim Scheiden geschah, nach dem damaligen französischen Kalender, am 24. Messidor des Jahres 12. Schon unterm 6. Thermidor erhielt Ehrmann die Nachricht von Straßburg, daß wenige Tage nach seiner Abreise von da, Schmidt mit Tode abgegangen sey. Er erkundigte sich nun genau bei mehreren Freunden um den Tag und die Stunde seines Verscheidens, und erhielt die Auskunft, daß dieses am 1. Thermidor (21. Juli), ungefähr um 1 Uhr in der Nacht, vom Freitag auf Sonnabend, erfolgt sey. Die Angaben variiren nur um ¼, ½ und längstens ¾ Stunden, wobei der verschiedene Gang der Uhren, die wenige Aufmerksamkeit, die in solchem Falle auf die Minute gerichtet zu werden pflegt, und daß diese bei einem Sterbenden oft gar nicht zu bestimmen ist, in Anschlag kommt. Eine Nachricht, bei den Hausleuten eingeholt, sagte bestimmt: um ein und ein

halb Uhr in der Frühe. Die Ursache dieser sorgfältigen Nachfrage war, daß eben um halb zwei Uhr in derselben Nacht sich bei Dr. Ehrmann zu Frankfurt etwas angemeldet hatte Er saß wach im Bette, und dachte über gewisse Angelegenheiten nach; in demselben Augenblicke zieht es stark an seiner Hausschelle, die hinten im Hofe hing, und deren Klang ihm so bekannt war, daß er sich unmöglich darüber täuschen konnte; auch hörte es seine Frau ebenfalls. Er springt aus dem Bette ans Fenster, ruft: Wer da? Niemand war an der Thüre, und auf der Straße Alles still. Er denkt sogleich, ohne näheren Grund, an seinen Freund Schmidt. Die eingezogenen Nachrichten ergaben mithin ein seltsames Zusammentreffen. Ueber die Richtigkeit der Thatsache setzte er in der Druckschrift seine Ehre zum Pfande, und erbot sich, die Briefe zum Belege der Wahrheit jedem Untersuchenden im Original vorzulegen. Hier also eine verabredete Anzeige, oder das Experiment, welches Wötzel empfohlen hatte; wenigstens ist aller Grund vorhanden, es dafür anzunehmen. Merkwürdig ist, daß Dr. Ehrmann das Klingeln wachend vernehmen mußte, und seine Gattin, als zweite Zeugin, mit ihm; beide Umstände schlagen seine Theorie vom zweideutigen Traumwachen, die aber wohl auch nicht ganz ernsthaft gemeint war, nieder.

3.

Historisch gewiß, wie Alles, was wir dafür ausgeben, ist auch dieses. Die Ehegattin des Lehrers L. in U. (nur dieses sind nicht die wahren Anfangsbuchstaben

der Namen) hatte eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen; darin befand sich die kleine Tochter eines dortigen Hauptmannes. Eines Abends kam der Vater zum Besuch, herzte das Kind sehr innig, und ging weg. In der Nacht gegen 4 Uhr erwachte die Frau des Lehrers, und sagte zu ihrem Manne: Hörst du nicht, daß dir der Hauptmann ruft? Auch er war erwacht, und hatte mit des Hauptmanns Stimme seinen Namen rufen hören: „Herr L.!“ Dieser Ruf ertönte dreimal. Der Lehrer stand auf, und warf seinen Rock um, fand aber Niemand vor dem Zimmer. Morgens kommt eine Bäuerin in das Haus, und erzählt, daß sich über Nacht ein Mann bei ihrem Orte erschossen habe. Sie kannte ihn nicht; es ergab sich aber, daß es der Hauptmann war.

4.

Diese zwei alten Fälle erzählt Johann v. Müller in den Briefen an Eltern und Geschwister. 1) Im J. 1461 zog ein von jenseits der Alpen kommender Kaufmann mit 5,000 Ducaten baar über Siena nach Rom. Dieser träumte zu Siena in einer Nacht dreimal und ganz erschütternd, man schneide ihm die Gurgel ab. Er konnte es dem braven Gastwirth nicht verhehlen, der, den Kopf schüttelnd, ihm rieth, zu beten, zu beichten. Nach dem Gottesdienste ritt er fort. Unterwegs wird er angefallen: von wem? von dem Beichtvater, dem er seine Geschichte erzählt hatte. (Wozu war das nöthig?) Dieser mit einem Ordensbruder tödtete ihn. Indeß lief das Pferd mit den Geldsäcken in das Wirthshaus zurück. Der

Wirth erschrak, führte es zum Podesta. Dieser sandte auf die Straße aus, und man fand die Mönche mit blutbeflecktem Stricke; sie bekamen ihren Lohn. 2) Anshelm von Ribaumont, der biedere Ritter, der treue Schirmvogt (ich weiß nicht auswendig, welches französischen Klosters), begehrt frühmorgens Beichte und Abendmahl, und bereitet sich zum Tode. Er war ganz gesund. Man erstaunte. Er: Ich will es euch sagen: Ingolram von S. Pol, mein Freund, der bei Maarra starb, kam diese Nacht zu mir; wachend sah ich ihn, und „wie schön, da du todt bist! wie hieher?" Da sprach Ingolram: „Das kommt von der schönen Wohnung, welche unser Herr mir gegeben, weil ich im Glauben für ihn starb; und es ist mir geoffenbaret, daß du in eine noch schönere einziehen wirst, morgen." An demselben Tage traf Herrn Anshelm ein Stein aus der Steinwurfsmaschine. — So Johann v. Müller wörtlich. Woher er die beiden Geschichten entlehnt hat, wißen wir jetzt nicht zu sagen. Aber auch ohne daß wir, wie bei anderen, für ihre Wahrheit stehen können, wird man uns nicht verargen, sie hier aufgeführt zu haben.

5.

Wolf in seinen Lectt. memor. et recond. T. 2, p. 868 führt aus Lud. Lavaterus de praesagitionibus mutationes Imperiorum praecedentibus Folgendes an. Fuit mihi notus Parochus quidam, vir honestus et pius, qui grassante peste praescivit, si quis in paroecia sua moriturus esset ex peste. Noctu enim supra suum lectum sonitum

audivit, ac si quis saccum frumento plenum ex humeris super tabulatum deponeret; haec audiens dicebat: Iterum quidam mihi valedicit. Postquam illuxit, interrogavit, quinam illa nocte obiissent aut peste correpti essent, ut eos consolaretur et erigeret, prout bonam pastorem decet. („Ich kannte einen gewissen Pfarrer, einen rechtschaffenen und frommen Mann, der bei grassirender Pest vorherwußte, wenn Jemand in seiner Pfarrei daran sterben werde. Er hörte nemlich Nachts über seinem Bette einen Schall, als wenn Jemand einen vollen Fruchtsack von den Schultern auf den gedielten Boden niedersetzte; wenn er das hörte, so sprach er: Da sagt mir wieder einer Lebewohl. Wenn es Tag geworden war, so fragte er, welche Leute wohl die vergangene Nacht gestorben oder von der Pest befallen worden seyen, um sie zu trösten und aufzurichten, wie es einem guten Hirten ziemt.“) — Einsender hörte einst einen ähnlichen Fall erzählen, wo bei einem Landgeistlichen Nachts oben auf dem Boden ein Geräusch entstand, als ob Fruchtsäcke umgestellt und aufgestoßen würden; als der Geistliche hinaufging, hörte er noch den entschwindenden Schall; hierauf kam die Nachricht von dem gleichzeitigen Tode eines entferntwohnenden Anverwandten.

6.

Eine jetzt verstorbene Freundin saß eines Abends bei Licht in ihrem Zimmer; sie war allein zu Hause, nur der Hund war bei ihr. Plötzlich rauschte etwas wie von der Decke über die Stubenthür herab, als wenn man,

sagte sie, ein Papier oder Pergament aufrollte. Sie hatte die Thüre im Auge, sah aber nichts. Der Hund verkroch sich winselnd unter das Bette, ward krank, und starb nach einigen Tagen. Sie erhielt Briefe mit der Nachricht, daß um dieselbe Zeit, wo sie das Geräusch gehört hatte, ihre abwesende verheirathete Tochter mit Tode abgegangen war. — Der thierische Mitzeuge ist nicht zu verachten; bekanntlich ist bei Thieren das andere Gesicht nicht selten. Man vergleiche unter anderem Horsts Deuteroskopie.

7.

Ein naher Verwandter des Einsenders*) lag vor längerer Zeit, im Anfang des Frühjahrs, Morgens um sechs Uhr, mithin bei Anbruch des Tages, noch zu Bette, als er durch ein Geräusch geweckt wurde. Er hörte nemlich durch die halboffene Thüre seines Schlafzimmers die Thüre des Vorzimmers aufgehen. Als ein etwas besorgter, schon ältlicher Mann, stand er auf, fand aber Niemand. Als hernach die Hausmagd Feuer in seinen Ofen machte, und der Bediente ihm das Frühstück brachte, berief er diese Leute darüber, daß sie so früh in seinem Zimmer gewesen, und ihn gestört hätten; sie hielten es aber für Spott, und entschuldigten sich, daß sie es verschlafen hätten. Kurz darauf kam die Anzeige, daß eine alte Freundin, bei der er lange zur Miethe gewohnt hatte, um sechs Uhr

*) Derselbe, aus dessen Nachlaß Beispiele in der dritten Sammlung mitgetheilt sind. Gegenwärtige Beispiele sind nicht aus diesem Nachlaß.

verschieden sey. In seiner jetzigen Wohnung hatte um diese Stunde noch Alles im Schlafe gelegen, und das Haus war verschlossen. — Aehnlicher Geschichten gibt es viele, aber man sucht natürliche Erklärungen. Die Menge der Fälle sollte doch überzeugen. Man wird hier fragen: War die Thüre verriegelt? Nein! aber das Schloß war fest zu. Der Wind hatte keinen Zugang; Hund oder Katze war nicht im Hause. Es findet sich kein Mittel der Erklärung, als in einer anderen Natur, die in uns selbst wohnt, und mit welcher wir stets umgeben sind.

8.

Was sagen wir zu folgendem zuverlässigem Beispiele? Eine brave, angesehene, verständige aber einfache Frau geht einst auf ihren Speicher nach der Wäschkammer. Hier sieht sie plötzlich sich selber vor sich stehen*). An eben diesem Tage im folgenden Jahre starb ihr ältester, bereits verheiratheter Sohn. Als dieser krank lag, nicht im Hause der Eltern, sondern in dem seinigen, sprachen sie von ihm; plötzlich ging vor dem Zimmer eine gläserne Wandlaterne mit außerordentlichem Geprassel entzwei, ohne daß ein Grund zu entdecken war. — Die dergleichen lesen oder hören, pflegen zu sagen: Man kommt da wie in eine andere Welt! Nicht doch, wir sind beständig

*) Ueber das Phänomen des Selbstsehens oder Doppeltsehens vergleiche man die merkwürdige Erklärung in der Seherin von Prevorst, obwohl es möglich, daß es nicht die einzige für alle Fälle dieser Art ist.

darin; wir sind stets beobachtet, wäre es auch nur von dem allsehenden Auge Gottes. Das soll uns vorsichtig machen in unserm Wandel, und alsdann beruhigen. Der Schrecken ist nur für die, welchen er auf eine oder die andere Weise nützt. Manchmal soll blos die Aufmerksamkeit, die Andacht, die Fürbitte geweckt werden, und alsdann pflegt das Anzeichen keinen sehr schreckhaften Eindruck zu machen. Wir haben uns gar nicht zu fürchten, Dem Glaubigen ist vielmehr eine leere Welt unheimlich. Er fühlt sich froh in der Umgebung guter Wesen, die ihm ähnlich sind. „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet an Gott, und glaubet auch an mich. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

9.

Oder wie erklären wir nachstehende Begebenheit? Ein frommer Mann und warmer Beförderer christlicher Anstalten, auch der damals noch nicht sehr verbreiteten Missionssache, war einst allein in seinem Zimmer, und vernahm wiederholt eine innere Einsprache mit den Worten: „Cornelius leidet Noth, bete für ihn.“ Der wahre Name war nicht Cornelius, wir setzen diesen nur an die Stelle von jenem, uns entfallenen, der eine ähnliche Endung hatte. Er kannte keinen Mann dieses Namens, wunderte sich, that aber, was ihm befohlen war. Nach Jahresfrist ließen sich ein Paar Missionäre bei ihm melden, wovon der eine jenen Namen führte, und es entdeckte sich, daß derselbe zu eben jener Zeit auf der See und durch einen heftigen Sturm, nebst der

übrigen Schiffsmannschaft, in Lebensgefahr gewesen war. — Wir wollen die Sache sogleich natürlich erklären. Der alte Betbruder konnte die Einbildung, die ihn befallen hatte, nicht geheim halten. Er posaunte sie aus, und zwar aus geistlicher Eitelkeit; ein Paar ungeistliche Spaßvögel hörten davon, gaben sich bei ihm für durchreisende Missionäre aus, und machten ihm und sich ein unschuldiges Vergnügen. Item: Er hatte den Namen des Missionärs gehört oder gelesen, ohne es zu wissen, es war stürmisches Wetter, er dachte mit Besorgniß an die armen Heidenbekehrer auf dem Meere, und meinte in seiner melancholischen Stimmung, es rede ein Engel mit ihm; die Uebereinstimmung, die sich nachher entdeckte, war Zufall. Item: Die Sache verhielt sich ganz anders. Cornelius, oder wie er hieß, war des Mannes Verwandter, er wußte ihn zu der Zeit auf dem Meere, und erzählte ihm nach seiner Rückkehr, es sey ihm gewesen, als hörte er beständig einen Befehl, für ihn zu beten. Item: Die Sache hat ihm blos geträumt, und ist nachher als eine Begebenheit weiter erzählt worden. Item: Sie ist erfunden, denn sie ist unmöglich. Der geneigte Leser beliebe zwischen diesen Enträthselungen zu wählen, oder noch andere hinzu zu dichten. Einsender hat obige allzumal selbst gemacht, glaubt aber an keine.

— v —

10.

Einem aufgeklärten Gelehrten F. in D. begegnete Folgendes: Er sieht mitten in der Nacht die alte Stief-

mutter seines Vaters, die bei demselben in C. lebt, ganz weiß vor sein Bett treten. Anfangs erschrickt er, aber es fällt ihm sogleich sein Grundsatz ein, daß abgeschiedene Geister nicht erscheinen können, daß es irgend ein Spuk seyn müsse, und schlug nun wacker darauf los. Da kommt von der Gestalt eine klagende Stimme: „Ach Herr K — Rath! was habe ich denn gethan? ich hätte Ihnen freilich die Sache vorher entdecken sollen." Dann verschwand die Gestalt. F. weckte seine Frau, und erzählte ihr, was geschehen war, und sagte: „Gib acht, in C. ist etwas passirt."

Den anderen Tag konnte er, seiner Geschäfte wegen, nicht nach C. kommen, den folgenden auch nicht. Am dritten kam er dahin, und findet jene alte Frau tödtlich krank, besinnungslos.

In der Nacht, da sie ihm erschien, war sie krank geworden, und hatte sich sehr bekümmert, daß sie nicht mehr mit ihm hatte sprechen können; sie sollte ihm nothwendig etwas entdecken. Den folgenden Tag entschlief sie in seinen Armen.

11.

Frau N. zu Calw sah eines Abends in ihrem Nebenzimmer die Schattengestalt einer ihr verwandten und sehr werthen Person, die zu C. sich aufhielt, stehen, als wollte diese auf sie zugehen und sie sehnsuchtsvoll begrüßen. Sie hatte von dieser ihrer Freundin schon lange nichts mehr erfahren, und am wenigsten wußte sie, daß sie jetzt gerade von einer Krankheit befallen war. Sie bemerkte

sich Tag und Stunde der Erscheinung, und bald nachher wurde sie durch einen von C. eingetroffenen Brief benachrichtigt, daß ihre Freundin an jenem Tage und jener Stunde im Todeskampfe begriffen war, sich von ihrem Lager noch kurz vor dem Sterben hastig in die Höhe richtete, und rief: „Kleidet mich an, ich muß zu Frau N. nach Calw!" worauf sie wieder aufs Bette zurückfiel und verschied. —

Daß übrigens nicht allein Personen im Momente des Sterbens anderen entfernten erscheinen können, sondern auch Personen in gesunden Körpern, aber in Momenten von tiefer Sehnsucht, oder innigem Begehren, oder in Leiden der Seele, davon sind folgende zwei Geschichten ein Beispiel.

12.

Johannes B......r (unter dem Spottnamen: der gelbe B......r bekannt, Stiefvater des Hrn. Professors R......n in St.....g) war, als Jüngling, mit einigen jungen Medicinern nach Paris gereist, die aus Wißbegierde und einem leidenschaftlichen Hange zur Zergliederung, den sie damals nicht befriedigen konnten, weil ihnen die Leichname fehlten, die Pariser Gottesäcker insgeheim besuchten, um Leichname auszugraben, welches sehr leicht geschehen konnte, da man die Körper der Armen in großen Gruben neben einander legte, und nur mit ein wenig Erde zudeckte. Die Polizei, welche erfuhr, daß diese jungen Anatomiker einst einen solchen Leichnam in einer Platzkutsche (fiacre) nach Haus brachten, ließ diese

Leichenräuber verhaften, um ihnen, wegen der verübten Verletzung der geweiheten Gräber, den peinlichen Proceß zu machen. Johannes B......r war nicht unter der Zahl der Angeklagten; aber seine Mutter in St.....g, als sie durch Briefe von Bekannten in Paris die Verhaftung der Schuldigen erfuhr, wurde von Todesängsten gepeiniget, indem sie meinte, ihr Sohn möchte mit den Thätern in die Sache verwickelt seyn. Sie fühlte eine so heftige Sehnsucht nach ihrem Sohne, daß sein Bild sie überall in ihrer Einbildung begleitete. Einst als ihr Sohn in Paris sich zu Bette legte, und noch sein Licht nicht ausgelöscht hatte, erschien ihm seine Mutter in einer Kleidung, die er nie auf ihrem Leibe gesehen hatte. Er schwieg dazu, schrieb aber sogleich nach Hause, um sich nach dem Wohlbefinden seiner Mutter zu erkundigen; und erfuhr, daß dieselbe zu der Zeit, als er sie sah, krank war, und viele Besorgnisse wegen ihm äußerte. Ihre Sehnsucht war so groß, daß sie ihren Sohn dringend bat, bald möglichst nach Hause zu kommen; und als er bald darauf in seine Vaterstadt zurückkehrte, fuhr ihm seine Mutter auf ein nahegelegenes Dorf entgegen. Kaum aber erblickte er dieselbe, so erblaßte er, und umarmte sie so kalt, zitternd und verlegen, daß sie ihr Befremden über einen **solchen** Empfang mit Unwillen äußerte. Der Reisende bat seine Mutter um Verzeihung, und sprach ihre Geduld an, um sich von seinem Schrecken zu erholen. Endlich gestand er, daß er sehr betroffen war, als er seine liebe Mutter **in demselben**, ihm vorher unbekannten, Kleide erblickte, **in welchem sie ihm in Paris erschienen war.**

Diese Geschichte hat mir mein treuer Lehrer, Professor R......n, Stiefsohn des obbenannten B......rs, den ersten October 1812 erzählt.

13.

Der Landrichter F. in Fr. schickte eines Tages einen seiner Schreiber auf ein benachbartes Dorf, um dort so schleunig als möglich eine Bestellung zu machen. Nach geraumer Zeit trat der junge Mann wieder in's Schlafzimmer des Landrichters, nahm aus dem Bücherschranke ein Buch und blätterte darin. Der Landrichter fuhr ihn an, warum er noch nicht weggegangen sey; plötzlich ist der Schreiber verschwunden, ein Buch fällt auf den Boden, und der Landrichter nahm es auf, aufgeschlagen, wie es gefallen war, und legte es auf den Tisch. Abends kam, sehr zur rechten Zeit, der Abgeschickte heim, und der Landrichter fragte ihn, wann er weggegangen sey; und da ihm der Junge eine Zeit nannte, die vor der seines Wiedererscheinens lag, so fragte er ihn weiter, ob ihm nichts unterwegs geschehen sey, ob er nicht wieder in der Stube gewesen sey und ein Buch gesucht habe. Dem Schreiber fällt die Frage auf; er antwortet, es sey ihm nichts begegnet, er sey ganz ruhig seines Weges nach jenem Dorfe, in Begleitung eines Bekannten, gegangen; sie hätten im Walde einen Zwist gehabt über eine Pflanze, die sie gefunden, sie seyen verschiedener Meinung über die Gattung gewesen, der sie angehörte; er aber sey seiner Sache so gewiß, daß er auch geäußert habe, wenn er doch nur zu Hause wäre und seinen

Linné zur Hand hätte, er wollte ihm die Seite aufschlagen, wo der Beleg für seine Behauptung stünde. Dieß aber war eben das Buch, welches gefallen war, und eben die Seite, die sich aufgeschlagen hatte.

14.

Herr Professor Dr. Kruse erzählt in seinem geistreichen Buche: „Sieben Jahre,“ nachstehende sehr interessante Geschichte. Er hatte die Güte, dem Herausgeber dieser Blätter in einer schriftlichen Mittheilung die Versicherung zu geben, daß diese Geschichte buchstäblich wahr sey; sich in einem Hause ereignet habe, in dem er Zutritt hatte, und wo sie ihm von mehreren glaubwürdigen Personen desselben mitgetheilt wurde.

Wir geben sie unseren Lesern mit einigen zu ihr passenden Aeußerungen in diesem Buche.

„Es ist eine alte, aber sich täglich wiederholende Erfahrung, daß diejenigen, besonders unter den höheren Ständen, welche ihre mit flüchtigem Leichtsinn angelernten Glaubenssätze aus keinem anderen Grunde, als weil sie sie nicht begreifen können, verwerfen, ohne jedoch sich zu befleißigen, die Kenntnisse zu erwerben, die nöthig sind, um das Urtheil des sonst nüchternen Verstandes geltend zu machen, zwar aus folgerechter Consequenz auch jede Einwirkung einer Geisterwelt in die irdische läugnen, aber doch in ihrem Innern, zwischen Andacht und Furcht getheilt, dem Aberglauben eben so sehr huldigen und auf sich einwirken lassen, als sie laut und öffentlich den Glauben verwerfen.........

Ich bin leider kein gelehrter Theolog, allein es hat mich immer gewundert, warum unser großer Reformator die schöne Lehre der Katholiken von dem Purgatorium nicht aufgenommen hat, da doch der Uebergang des Menschen von dem kleinlichen, von tausend Leidenschaften bewegten und befleckten, Erdenleben zu dem Zustande einer unermeßlichen Seligkeit und Herrlichkeit der Geister, geradezu von der Vernunft und von dem geistigen Charakter der Menschen selbst widersprochen wird. —

Es gehört ein langer Zeitraum, ein ganzes inneres Einsiedlerleben der Seele dazu, damit sie in stiller Selbstanschauung Mittel in sich selbst finde, durch Selbstverständniß ihres innersten Wesens sich zu dem ewigen, wirklichen Leben der Geister würdig vorzubereiten, und besonders den Geist von allen den Makeln, womit ihn die Erde behaftet, zu reinigen. So lange er aber noch von den finsteren Leidenschaften der Erde, sie heißen nun Geiz, Ruhmsucht, Rache, sinnliche Liebe, beherrscht wird, muß er sich immer mehr der Heimath seiner Gebieter zurückgehalten fühlen, und so irrt der Sinn, dem Himmel noch nicht zugänglich, und von der Erde getrennt — mitunter sogar vernehmbar und selbst, wie es scheint, zornthätig, unter welchen Bedingungen wissen wir aber nicht — an den Stellen umher, woran er sich nur zu fest mit geistigen Fesseln gebunden. — — — —

Hier nun die Geschichte!

Bengt, einige und dreißig Jahre alt, hatte bei einer

sehr achtungswürdigen, bürgerlichen Familie, die sich durch eine patriarchalische Lebensweise und die strenge Beibehaltung angeerbter Sitten und Gebräuche auszeichnete, zu H. als Hausknecht gedient.

Er war etwas faul, verrichtete jedoch zur Nothdurft seinen Dienst, war übrigens sehr verdrießlich, dabei geizig, und vergaß, wo nur ein Schilling zu verdienen war, alle andere Rücksichten, um diesen habhaft zu werden. Auch war er höchst ehrsüchtig, und besonders darauf that er sich etwas zu gute, daß ihm der Hausherr noch kein böses Wort gesagt hatte. So lange er aber in dem Hause gedient, war er hin und wieder mit der fallenden Sucht behaftet gewesen. Im Anfange erregte dieser Umstand Unruhe und Aufsehen im Hause, als er aber wieder zu sich selbst gekommen war, beschwor er weinend die Dienerschaft und die Kinder vom Hause, dem Herrn seine Krankheit doch nicht zu verrathen, denn er fürchtete, den guten Dienst wieder zu verlieren; bat nur, daß man ihn ganz in Ruhe herumtaumeln lassen sollte. Er wäre dieser Krankheit seit den Kinderjahren unterworfen gewesen, wäre noch nie zu Schaden gekommen, obgleich er auf den gefährlichsten Stellen umgefallen sey, und wenn man ihn nur nicht anfasse, würde er schneller hergestellt werden, und sich weniger ermüdet fühlen. Man ließ ihn gewähren, und so geschah es, daß erst nach seinem Tode der Hausherr Kunde von dieser Krankheit bekam, von der er gemeiniglich oben auf dem Boden, wo sich sein Kämmerchen befand, angefallen wurde; anfangs zu der größten Bestürzung der Hausbewohner, die ihn später



Blätter aus Prevorst.

Vierte Sammlung.





Blätter aus Prevorst.

Vierte Sammlung.



IV.

Von einem Schutzgeiste aus Bodinus Zeiten.

Bodinus erzählt in seiner Dämonomie Folgendes: „Ich kann versichern, daß ich von einem Manne, welcher noch jetzt lebt, gehört habe, ein Geist sey immer sein Begleiter, den er aber dann erst recht habe kennen lernen, als er beinahe schon 37 Jahre alt gewesen sey; er glaube aber, derselbe Geist sey schon, so lange er lebe, bei ihm gewesen; dieses habe er sowohl aus früheren Träumen, als auch aus Visionen ersehen, durch welche er voraus gewarnt worden, gewisse Fehler und Gefahren zu meiden; doch habe er es nie so deutlich bemerkt, als von dieser Zeit an. Er erzählte, dieses sey ihm begegnet, nachdem er vorher nicht unterlassen, Gott beim Anfang des Jahres herzlich am Morgen und Abend zu bitten, er möchte ihm einen guten Boten (Engel) schicken, der ihn künftighin in seinen Handlungen leite: nachdem er vor- und nachher gebeten, so habe er sich eine gewisse Zeit mit der Betrachtung der Werke Gottes beschäftigt, und sey zuweilen zwei oder drei Stunden dagesessen, um nachzudenken, Betrachtungen anzustellen, und in der Bibel zu lesen, auch um zu finden, was er nach allen Religionen, sie möchten auch noch so verschieden seyn, mit Wahrheit thun könne; daher soll er häufig diese Verse hergesagt haben:

Zeige mir, Gott! an, das, was dein heiliger Wille ist;
Und verleihe mir regsame Hände und folgsame Schritte,
Denn du wirst immer mein Gott seyn, auf dem rechten Wege
Wird mich dieser dein Geist und dein göttlicher Stab führen.

Er habe deßwegen diejenigen getadelt, welche Gott nur darum bitten, er solle sie in ihrer schon gefaßten Meinung bestärken; und als er in heiligen Schriften gelesen, habe er bei dem Hebräer Philo in einem Buche über die Opfer gefunden, ein rechtschaffener, schuldloser und vor Gott reiner Mann, könne Gott kein größeres oder angenehmeres Opfer bringen, als wenn er sich selbst dem Herrn weihe; diesem Rathe folgend, habe er seinen Geist in Gottes Hände gelegt; von dieser Zeit an habe er Träume und Visionen voll von Mahnungen gehabt, er solle bald diesen oder jenen Fehler wieder gut machen, bald einer Gefahr vorschützen, bald dem oder jenem Anstoße in göttlichen oder menschlichen Dingen abhelfen. Unter anderen sey es ihm auch im Schlafe vorgekommen, als höre er die Stimme Gottes, welche spreche: ich will deine Seele schützen; ich bin es, der dir schon früher erschienen ist. In der Folge habe täglich um drei oder vier Uhr Morgens ein Geist an seine Thüre geschlagen, wenn er aber aufgestanden, und die Thüre geöffnet, habe er Niemand gesehen: so habe es der Geist jedesmal Morgens gemacht, ihn dadurch aufgeweckt, und wenn er dann nicht aufgestanden, habe er immerfort hingeschlagen, bis er aufgestanden. Jetzt erst habe ihn die Furcht angewandelt, bei dem Gedanken, es könnte ein böser Geist seyn; deßwegen habe er immerfort und alle Tage Gott gebeten, er möchte ihm einen guten Engel schicken, und oft habe er die Psalmen, deren er viele auswendig konnte, gesungen; und nun habe sich der Geist ihm auch wachend kund gethan, indem er leise angeklopft; von diesem Tage an habe er ihn mit seinem

Sinne wahrgenommen, und öfters zu seinem großen Erstaunen gehört, wie er an ein Trinkglas angeschlagen.

Zwei Tage nachher, als er einen gewissen Freund, einen geheimen Sekretär, der jetzt noch lebe, beim Essen gehabt, sey jener erschrocken, als er gehört, daß ein Geist ebenso an den Schemel, der neben ihm stand, schlage, und habe sich gefürchtet; er aber habe zu ihm gesagt: fürchte dich nicht, es bedeutet nichts; um ihn aber davon zu versichern, habe er ihm den wahren Hergang der Sache erzählt.

Von dieser Zeit an sey immer ein Geist bei ihm gewesen, habe ihm durch sein Gefühl Zeichen gegeben, und ihn auf die Art gewarnt: daß er ihm bald an sein rechtes Ohr geschlagen, wenn er etwas Böses gethan, bald an das linke, wenn er anders gehandelt; wenn Jemand gekommen, um ihn zu hintergehen, habe er einen Schlag an das rechte Ohr bekommen, an das linke aber, wenn ein guter Mann zu einem guten Zwecke gekommen sey; wenn er etwas Schädliches habe essen oder trinken wollen, wenn er etwas zu thun oder anzufangen gezaudert, habe er auch ein Zeichen bekommen; wenn er etwas Böses gedacht oder gethan, sey er durch ein Zeichen davon abgelenkt worden; wenn er aber einmal Gott durch Psalmen zu loben angefangen, oder seine wunderbaren Werke ausgesprochen, so sey er gleichsam durch eine geistige Kraft darin genährt und bestärkt worden.

Und um die eingegebenen Träume von dem Wahnsinne (den verworrenen Träumen) unterscheiden zu können, welcher durch Krankheit oder Gemüthsbewegungen herzukommen pflegt, sey er um zwei oder drei Uhr von dem Geiste

aufgeweckt worden, dann wieder eingeschlafen, und jetzt erst habe er Träume über das, was er thun oder glauben solle, über das, worüber er zweifelte, oder was kommen sollte, gehabt; so daß von jener Zeit an ihm beinahe nichts begegnet sey, an was er nicht vorher erinnert worden, daß er Bedenken getragen, etwas zu glauben, von dem er nicht früher benachrichtigt worden sey. Er habe Gott täglich gebeten, er möchte ihm seinen Willen, das Gesetz und die Wahrheit lehren, und Einen Tag in der Woche habe er dazu genommen (nicht aber den, dem Herrn gehörigen, wegen des Luxus und des ausschweifenden Lebens, welches, wie er sagte, an diesem Tage geführt werde), daß er in der Bibel gelesen, und was er gelesen, bedacht und auseinandergesetzt, Gott gerne durch die Lobsprüche, welche in den Psalmen kommen, geehrt, und an dem Feiertage sey er dann nicht aus dem Hause gegangen; übrigens sey er sonst in seinem Treiben recht fröhlich und heiter gewesen, denn darauf citirte er die Stelle in der Schrift: „Ich sahe froh das Angesicht der Heiligen.“ Wenn er in Gesellschaft mit Andern zufällig ein unanständiges Gespräch geführt, oder einige Tage lang zu Gott zu beten unterlassen, so sey er im Schlafe daran erinnert worden. Wenn er in einem unsittlichen Buche gelesen, habe der Geist an das Buch geschlagen, daß er es weglegen solle. Vor dem, was seiner Gesundheit hätte schaden können, sey er gewarnt, und beim Kranksein eifrig gepflegt worden.

Er erzählte mir aber so Vieles, daß man unmöglich Alles wiederholen kann. Am meisten wurde er gemahnt, er solle

früh aufstehen, und beinahe schon um vier Uhr habe er eine Stimme gehört, welche sagte: wer wird wohl zuerst aufstehen, um zu beten? Er sagte auch, er sey oft erinnert worden, er solle Almosen geben, und je mehr er gegeben, einen desto günstigeren Fortgang hätte seine Sache gehabt. Als Feinde, welche nach seinem Leben trachteten, erfahren, daß er auf dem Wasser fahren werde, so sey ihm sein Vater im Schlafe erschienen, und habe ihm zwei Pferde herbeigeführt, ein röthliches und ein weißes, und als er dafür gesorgt, daß zwei Pferde herbeigeführt worden, um die Reise zu Lande zu machen, so habe ihm sein Diener, obgleich er die Farbe nicht bestimmt gehabt, zwei Pferde, wie jene, ein röthliches und ein weißes, herbeigeführt.

Als ich ihn fragte: warum er den Geist nicht offen anrede? sagte er, er habe dieses einmal versucht, aber plötzlich habe dann der Geist heftig, wie mit einem Hammer, an die Thüre geschlagen, und so angezeigt, daß dieses ihm unangenehm sey. Uebrigens verhindere ihn der Geist, daß er lange lese oder schreibe, damit seine Seele ruhe, und er allein nachdenke, und oft komme zu seinen Ohren, wenn er schlafe, eine ganz feine und unartikulirte Stimme.

Als ich ihn fragte, ob er schon einmal die Gestalt des Geistes gesehen, antwortete er, so lange er schlafe, habe er nie etwas gesehen, als ein ganz helles, kreisförmiges Licht. Einmal aber, als er todtkrank gewesen, habe er Gott herzlich gebeten, er möchte für sein Heil sorgen, und sey gegen Morgen hin eingeschlafen; da habe er über

dem Bette, auf dem er gelegen, einen kleinen Knaben in einem hellen, in das Purpurfarbene stechenden Kleide von wunderbarem Angesicht und Gestalt gesehen: dieses versicherte er oft. Als er ein andersmal sich in einer großen Gefahr befunden, und eben sich hinlegen wollte, habe ihn der Geist daran gehindert und nicht geruht, bis er aus dem Bette aufgestanden, und so habe er die ganze Nacht schlaflos mit Gebet zugebracht, und sey den folgenden Tag auf eine unglaubliche und wunderbare Weise den Händen der Henker entflohen. Er erzählte, er habe bei allen Schwierigkeiten, auf allen Reisen, und bei Allem, was er anfangen wollte, den Rath von Gott erbeten; und als er in einer Nacht gefordert hätte, Gott möchte ihn segnen, so habe er im Schlafe eine Vision gehabt, nach der er von einem göttlichen Wesen wirklich eingesegnet worden.

V.

Todesahnungen.

1.

In der vorigen Sammlung dieser Blätter ist der Ahnung erwähnt, die der bekannte Kaspar Hauser von dem Mordversuche hatte, der an ihm gemacht wurde. Sie sprach sich durch Angst und Beklemmung in der Brust und zuletzt durch Schmerzen im Unterleibe aus.

Ein gleiches Ahnungsgefühl hatte der Unglückliche, den nachstehende Geschichte betrifft.

Urbansky, ein Mensch von etlich und zwanzig Jahren, arbeitete schon drei Wochen in einem Steinbruche zu Weinsberg. Als armer Taglöhner genoß er nur Sonntags warme Speisen, die Werktage über nur Brod und Wasser, hie und da etwas Wein oder Branntewein. Schon durch diese Lebensart mochte er seinen Leib für geistige Eindrücke empfänglicher gestimmt haben. Wenige Nächte vor dem harten Schicksale, das ihn traf, träumte ihm, es seyen ihm die Füße durch einen Felsensturz im Steinbruche abgeschlagen worden, welchen Traum er Morgens verschiedenen Freunden erzählte. Mehrere Tage klagte er über Herzklopfen und Schmerzen im Unterleibe, und zu einem Mädchen, das er liebte, sagte er noch am Abende vor seinem Todestage, er wolle ihr ein Andenken übergeben, denn er müsse doch bald sein Leben im Steinbruche lassen. An diesem Abende war er auch, wider seine Gewohnheit, sehr schweigsam, und legte sich, kein Wort sprechend, auf die Ofenbank. In der Nacht wälzte er sich schlaflos im Bette hin und her.

Wider alle Gewohnheit brach er am andern Tage schon Morgens halb sechs Uhr vom Lager auf und mit ihm noch drei andere Arbeiter, die auch alle, wie durch ein nothwendiges Schicksal getrieben, außer aller Ordnung, diesmal schon so frühe (es waren noch die Wintermonate) ihrer Arbeit und dadurch auch ihrem Tode zueilten. Diesen fanden sie im Moment, als sie im Steinbruch angekommen waren, der mit seinen un-

geheuern Felsenmassen jetzt sogleich über sie hereinstürzte und sie begrub.

Ihre furchtbar verstümmelten Leichname konnten erst nach mehreren Tagen, der angestrengtesten Arbeit unerachtet, wieder ans Licht gebracht werden. Der erste derselben war der Urbansky's.

2.

Gleichwie sich die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks oft durch das Gefühl von Angst und Beklemmung ausspricht, spricht sie sich gerade auch oft durch den vollkommenen Gegensatz, durch das Gefühl von außergewöhnlichem Wohlbehagen, von ausgelassener Lustigkeit aus, und der Mensch, die Ahnung erkennend, muß dann selbst sagen: es geschieht mir gewiß ein Unglück, denn es ist mir jetzt so ganz wohl. Diese Art von Vorgefühl ist meistens noch weniger trügend, als die erste Art.

Die schottischen Landleute haben hier ihren eigenthümlichen Glauben und sind überzeugt, daß derjenige, welcher sich einer gewissermaßen unwillkührlichen Freude überläßt, von einem großen Unglück bedroht ist. Man ist alsdann, ihrem Ausdrucke zufolge, „frei," d. h. von der Fatalität besessen, und auf dem Punkte, von einem schrecklichen Ereignisse überrascht zu werden. Das war denn auch die Gemüthsstimmung, in welcher sich der Gastwirth Cruishank am 3ten August 1829 (in der schottischen Grafschaft Moray) befand.

„Seht doch," sagte seine Frau, „ist er nicht frei? Wie er tanzt! wie er springt! Ich habe ihn den Strashspey

(ein sehr lebhafter Geigentanz) noch nie so tanzen sehen. Gewiß steht uns ein großes Unglück bevor."

Der Wirth tanzte noch und spielte dazu auf seiner Violine, als die furchtbare Ueberschwemmung begann, die im Jahre 1829 eine Oberfläche von mehr als sechstausend englischen Geviertmeilen, und die den größten Theil der Grafschaft Moray begriff, verwüstete. Sogleich war er darauf bedacht, sein Brennholz auf's Trockene zu führen, wobei ihm zwei Nachbarn behülflich waren, die jedoch entflohen, als das Wasser höher stieg. Cruishank verspottete sie, und blieb mit der Rettung seiner Habe beschäftigt. Endlich sah er sich aber selbst genöthigt, sein Haus aus dem obersten Theil desselben zu verlassen. Er schiffte sich auf zwei Brettern ein, und immer noch bei guter Laune, spielte er, von der Fluth fortgerissen, auf seiner Violine. Er hoffte eine nahe Höhe zu erreichen.

Aber in demselben Augenblicke sah er die Wassermasse hochaufgethürmt gegen sich heranbrausen. Er erblaßte, warf die Violine von sich, und schrie, wie König Richard: „Ein Pferd! ein Pferd! Laßt ein Pferd schwimmen, mit einem Strick am Halse, oder ich bin verloren!" Kaum hatte er diese Worte gerufen, so wurde er von der Fluth verschlungen. Einige Minuten nachher sah man ihn über dem Abgrunde an einem Baume hängen. Er hatte die Zweige desselben ergriffen, während sein Floß ihm unter den Füßen hinweggerissen wurde. Von den Höhen jauchzte man ihm zu. Er glaubte sich gerettet. Umsonst suchte man ihm mit einem Boote zu Hülfe zu

kommen, das Boot wurde durch die zu starke Bewegung fortgerissen und sie gewannen mit größter Anstrengung erst bei völliger Nacht wieder das Land ohne ihn.

Die Wasser stiegen immer mehr. Gegen 10 Uhr Abends hörte man ihn mehrmals um Hülfe rufen, wobei er seine Stimme sehr anstrengen mußte, um vor dem Heulen des Sturmes und dem Krachen des Donners noch gehört zu werden.

Nach und nach wurde seine Stimme immer hohler. Manchmal glich sie der einer wilden Katze. Dann wurde sie wieder durchdringend, wie wenn die Gegenwart des Todes und des Unglücklichen Lebenskraft den äußersten Kampf beständen. Auf einmal trat eine lange Stille ein.

„Es ist um ihn geschehen," sagten seine Freunde.

Plötzlich vernahm man ein schneidendes Pfeifen. „Was ist das?" schrie seine Frau und wollte sich ins Wasser stürzen. „Mein Mann muß in der Nähe seyn." Nur mit Mühe hielt man sie zurück.

Cruishank hatte in der That, als die Stimme ihm ihre Dienste versagte, seine Finger in den Mund gesteckt, und auf solche Weise ein durchdringendes Pfeifen erschallen lassen. Er wiederholte es mehrmals sehr stark erschütternd, wüthend, bis es auf einmal verstummte. Nur seine Frau glaubte es noch zu vernehmen; aber die Arme täuschte sich.

Mit Tagesanbruch sah man sie, hart am Wasserrande, auf den Knieen, halb erstarrt, mit Schlamm und Schaum bedeckt, die Augen gegen die Stelle gerichtet, wo ihr Mann sich an einem Baum festgeklammert hatte. Man

bemerkte etwas zwischen den Zweigen, das von ferne einem Menschen ähnlich zu seyn schien. Darauf waren unverwandt ihre Blicke gerichtet. Aber bald überzeugte man sich, daß der bemerkte Gegenstand nichts anderes sey, als ein Pack Stricke. Der Baum, auf welchem sich Cruishank festgehalten, war mit ihm verschwunden. Am andern Abend fand man den Leichnam des Gastwirths fünf Meilen weiter unten in der Nähe von Dandalrith.

Antidämonische

Wirkung eines Amuletes.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst, 2ter Th. S. 277 (2te Auflage), ist angeführt, daß sie durch ein magisch-wirkendes Wort in der Sprache ihres Innern als Amulet gebraucht, im Stande war, besonders von Andern die Annäherung von Geistern abzuhalten. Mehrere auffallende Beispiele hievon sind in jenem Buche zu lesen. Wer Zweifel trägt, vernehme die Personen, die sie angehen, selbst. Von solchen Dingen kann man überhaupt nur überzeugt werden, wenn man die Personen, die sie betreffen, selbst darüber hört, kennen lernt, prüft. Solche Mühe gaben sich aber die Beurtheiler jenes Buches noch nicht; sie schwatzten nur immer in den Tag hinein über seinen Inhalt ohne alle Bekanntschaft mit den Menschen, die es angeht.

Eine solche Thatsache ist nun auch nachstehende. Der Mensch, den sie betrifft, ist ein Weingärtner, Namens Sorg in Stuttgart, ein schlichter, wahrheitsliebender Mann von 33 Jahren.

Den Jammer, der 15 Jahre lang auf ihm lastete, erzählte er folgendermaßen:

„Vor 15 Jahren, als ich noch ledig war, wurde ich in der Nacht eines der Christfeiertage durch eine Empfindung aus dem Schlafe geweckt, als würde ich von Jemand, der Pelzhandschuhe anhat, an den Füßen angegriffen, welche Empfindung sich über meinen ganzen Körper verbreitete, aber immer stärker und stärker auf mich drückte, so daß ich bald eine Last auf mir fühlte, die mir den Athem benahm. Ich wand mich nun, um nicht zu ersticken, mit aller Gewalt los und sprang mit Geschrei aus dem Bette, konnte mich auch erst nach einigen Stunden, während welcher ich die größten Bangigkeiten und Schweiß hatte, wieder niederlegen.

Von dieser Zeit an wurde ich nun jede Nacht heimgesucht, jedoch auf verschiedene Weisen: Oefters geschah es gerade wie das erstemal, öfters aber war es, als liefe ein Hund von unten nach oben auf meinem Bette, so daß unter ihm das Kopfkissen meistens in die Tiefe getreten wurde. Dabei fühlte ich ganz genau seine Tritte auf die Kopfhaare. Oft schlug ich sogleich nach ihm um, konnte aber nie etwas treffen oder fühlen. Ehe ich aber dieses Ding bei mir auf dem Bette fühlte, wurde ich immer zuvor durch ein Krachen im Zimmer an den Bänken, Stühlen oder Kästen erweckt, gleichsam damit ich, erweckt durch diese Töne, auf das, was ich jetzt fühlen sollte, aufmerksam gemacht würde. Oft, wenn ich auch seine Tritte nicht fühlte, empfand ich durch ein besonders beängstigendes Gefühl seine Nähe, und dabei hatte ich

immer ein Gefühl in den Augen, als würden sie mir mit Gewalt offen gehalten und nie vermochte ich ein Auge zu schließen.

Nach einiger Zeit konnte ich es Nachts durchaus nicht mehr aushalten, weßwegen sich mein Vater zu mir in die Kammer legte, wodurch ich zwar Erleichterung fühlte, aber ihm erging es wie mir. Oft wurde mir das Deckbett mit Gewalt herabgezogen. Sichtbar wurde mir nichts in der Regel, als daß im Verlaufe mehrerer Jahre es einigemale geschah, daß ich etwas bald wie eine kleine schwarze Wolke, bald wie ein mattes Flämmchen sah. Einigemale legte es sich auch in Gestalt dieser schwarzen Wolke über mich herüber, und dann hörte ich ein dumpfes dreimaliges Stöhnen.

Von der ersten Zeit dieses Gefühls an, habe ich auch außer dem Hause beinahe immer, sowohl bei Tag als bei Nacht, die Empfindung, als gingen zwei Menschen neben mir her, und bei Nacht, wenn es still ist, höre ich jeden ihrer Fußtritte. Arbeite ich im Felde, so ist es mir immer, als wären neben mir Leute, wenn auch weit und breit niemand ist. Ob ich nun gleich dieses schon längst gewohnt bin, so muß ich doch häufig schnell um mich schauen, weil ich glaube, es sey so eben Jemand hart hinter mir.

Wenn es sich meinem Bette nähert, so kann ich alle Schritte zählen, die immer im gleichen Takt erfolgen und gerade so sind, als liefe Jemand in Socken oder auch als liefe ein Hund. An den Christfeiertagen und zu einer andern heiligen Zeit fühle und höre ich diese Dinge viel stärker und häufiger.

Nach mehreren Jahren heirathete ich und bezog ein Haus vor der Stadt, es trat aber kein Unterschied ein. Meine Frau und Kinder beunruhigt es nicht, sie hören und sehen nichts. Selbst das Krachen, womit das Ding sich ankündigt, und durch das ich erweckt werde, hören sie nicht.

Als einmal zu Geißlingen ein Kamerad bei mir schlief, hörte dieser, wie etwas an die Thüre klopfte und er rief: herein: Es ging aber weder die Thüre, noch hörte man etwas, aber ich wurde wieder wie sonst geplagt.

Ich betete schon viel und rief durch Beten und Flehen das Ding an, erhielt aber nie eine Antwort; oft fluchte ich auch, worauf es aber nur ärger wurde.

Allein kann ich jetzt nicht mehr schlafen, weil ich es sonst durchaus nicht mehr aushalten kann. Tausendmal dachte ich schon darüber nach, was die Ursache davon seyn könnte, fand sie aber weder in meiner Lebensart noch in einer Krankheit. An dem Feiertage, wo es zum ersten Male kam, trieb ich viele Narrenspossen mit lustigen Kameraden und mit einem Weibsbilde, und oft schon kam mir der Gedanke, ob ich mich nicht wohl an diesem heiligen Tage versündigt. Viele Rathschläge bekam ich schon gegen diesen meinen Jammer. Allerlei schlug man dawider in meiner Stube an, auch gab man mir schon verschiedene Amulete dagegen, die ich mir mit allem Vertrauen umhing. Auch an ärztlicher Hülfe ließ ich es nicht fehlen. Herr Leibmedikus Reuß aus Bruchsal, drang bei mir besonders auf Aderlassen und Laxiren, aber es hatte nicht den mindesten Erfolg, wie ich auch

sonst kerngesund bin. Könnte ich nur wieder meinen Schlaf erhalten und würde ich von dem unsichtbaren Wesen frei, so würde ich bald wieder froh und stark; da es aber schon so lange mich verfolgt, kann ich es nicht mehr hoffen."

Der Mann war sehr abgemagert und blinzelte mit den Augen auffallend stark, sonst war nichts Krankhaftes an ihm zu bemerken.

Dieses Blinzeln der Augen, sagte er, komme von der 15jährigen Anstrengung her, des Nachts die Augen zu schließen, was ihm aber nie möglich sey, so lange er das Daseyn von dem unsichtbaren Wesen noch fühle.

Er ließ mich flehentlich um Hülfe bitten und ich übersandte ihm ein Amulet, das jenes magisch wirkende Wort enthielt, das die Seherin von Prevorst für solche Fälle anwandte und mir hinterließ, und das ich wie sie in solchen Fällen schon so oft mit dem besten Erfolge anrieth. Ich erkundigte mich nicht sogleich nach dessen Wirkung, erhielt aber nach einigen Monaten von einer der Personen, die sich in Stuttgart dieses Unglücklichen annahmen, folgendes Schreiben:

„Ich benachrichtige Sie, daß wir den Sorg gestern gesprochen haben, der sehr freudig und äußerst dankbar für das Mittel war. Er sagte, daß in der ersten Zeit des Umhängens des Amuletes der Geist noch viel unruhiger als je gewesen. Nach und nach sey er, obgleich noch eben so oft als früher, doch auf viel kürzere Zeit gekommen und mit mehr Ruhe. Ueber die Christfeiertage, wo es sonst unausstehlich gewesen, habe die Unruhe und

das Verweilen immer mehr abgenommen, so daß er den Geist jetzt nur noch einige Minuten, höchstens eine Viertelstunde, verspüre, zur Zeit, wo er sich schlafen lege, aber dann könne er die ganze Nacht ruhig schlafen.

In der ersten Nacht habe er das Amulet im Bette verloren, was ihm großen Schrecken verursacht. Sein Weib habe das Bett ganz ausgeschüttelt, ohne etwas zu finden, als sie aber das Bett wieder hingelegt, sey es auf dem Leintuche gelegen.

Im Gesicht ist Sorg wieder viel stärker geworden und kräftiger in den Knochen, weil er, wie er sagt, wieder seine Ruhe hat. Beim Tragen der Erde in die Weinberge hätten ihn immer die Füße gezittert, was sich bereits verloren habe. Auch wenn er bei Nacht gehe, höre er nicht mehr die Tritte neben sich."

Diesem ist nur noch beizufügen, daß dieser Mann mich nie sah, auch sonst nicht kannte, nie etwas von einer Seherin von Prevorst hörte, und nicht entfernt wußte, daß das, was ihm als Amulet umgehängt wurde, von ihr kam. Auch ist noch zu bemerken, daß diesem Manne früher auch Amulete, die er mit Glauben aufnahm, umgehängt wurden, diese aber alle ohne Wirkung blieben.

Ein Zug
aus
dem innern Leben
des
Großvaters der Seherin von Prevorst.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst sind mehrere Beispiele aus dem Leben ihres würdigen Großvaters, des alten Schmidgall's, angeführt, die für ein tiefes inneres Leben dieses Mannes sprechen. Zu jenen Beispielen gehört auch noch das folgende:

Es wurde dem alten Schmidgall immer Geld aus seinem Kaufladen gestohlen, ohne daß er dem Dieb auf die Spur kommen konnte, so viel Mühe er sich auch gab. Endlich sah er einmal eine bekannte Frau an der Ladenthüre vorüber und dann schnell durch den Oehrn zur Scheuer hinausgehen; auch bemerkte er einmal, daß sie aus dem Laden kam, ohne daß Jemand vom Hause in ihm gewesen war. Genug, ohne sie gerade ertappt zu haben, faßte er den stärksten Verdacht auf diese Frau.

Er ging zu dem Beamten und erzählte ihm die Sache. Dieser sagte, er wolle die Frau kommen lassen, um sie darüber zu verhören; wenn sie die Diebin sey, so müsse er's herausbringen. Die Frau kam, und Schmidgall hielt sich im Nebenzimmer auf. Der Beamte nahm die Beklagte allein vor, aber sie wollte von nichts wissen; er versuchte alle List und Geschicklichkeit eines Inquirenten, aber nichts war herauszubringen; im Gegentheil, sie verlangte jetzt noch hinlängliche Genugthuung. Der Beamte ging ins Nebenzimmer zu Schmidgall und erklärte ihm, „er sey nicht im Stande, die Frau zum Geständnisse zu bringen, der Verdacht müsse falsch gewesen seyn und er könne ihm nicht helfen, er werde der Angeklagten wohl Genugthuung geben müssen, oder solle er ihm sagen, was anzufangen sey." Hier ging dem Schmidgall das Wasser an die Seele, er blickte auf gen Himmel und dachte tief, bat darauf den Beamten, er möchte ihm erlauben, die Frau in der Amtsstube selbst zu verhören. Der Beamte sagte: „Das können Sie." Indem Schmidgall hinein ging, bekam er eine besondere Kraft, die nicht Menschenwerk war, nahte sich freundlich der Frau und sagte zu ihr: „Sie hat mir Geld gestohlen!" Die Frau wich immer zurück, er ihr aber in gleichem Schritte nach. Sie wich zurück bis in die Ecke des Zimmers, wo sie nicht weiter konnte. „Noch einmal, Frau, Sie hat mir Geld gestohlen!" Antwort: „Ja, Herr Schmidgall, es ist wahr, ich habe Ihnen Geld gestohlen."

Schmidgall ging darauf ins Nebenzimmer zurück. „Jetzt hat's, Gott Lob! mit der Genugthuung ein

Ende," sagte er; „Sie werden es selbst gehört haben, Herr Vogt?"

„Ja wohl hab' ich es gehört, aber sagen Sie mir, was können Sie für Künste, ich habe eine ganze Stunde lang mir alle Mühe gegeben und kein Geständniß erzielen können; ich muß doch die Frau nochmals vernehmen, damit ich es selbst höre."

Der Beamte ging wieder zu der Frau, aber anstatt, wie er sicher glaubte, jetzt sogleich das Geständniß selbst vernehmen zu können, sprach die Beklagte wie vorher und läugnete Alles rein hinweg, auch nahm sie das gegen Schmidgall abgelegte Geständniß bei dem Beamten ganz wieder zurück, nichts half ihm, weder Zorn noch Güte, die Frau gestand eben nichts.

Schmidgall wurde gerufen. Mit gleicher Kraft trat er zum zweiten Male auf. Als ihn die Frau nur sah, wich sie schon zurück, er aber wieder ihr nach, wobei er ihr immer freundlich ins Gesicht sah. Sie wich fort, voller Angst, bis in die Ecke. „Frau, Sie hat mir Geld gestohlen!" fing er abermals an.

Sie. „Ja, Herr Schmidgall, es ist wahr."

Er. „Wie viel hat sie mir denn gestohlen?"

Sie. „So und so viel — hier nannte sie ihm die Zahl — und sie bitte jetzt nur um eine gnädige Strafe."

Diese wurde ihr sogleich vom Beamten auferlegt.

Als die Frau fort war, rief der Herr Vogt aus: „Was in aller Welt haben Sie getrieben, Herr Schmidgall! daß Ihnen die Frau zweimal so plötzlich gestanden hat?"

Schmidgall lächelte und sagte: „Sie haben's ja selbst mit angesehen."

Dem Beamten blieb diese Geschichte immer ein Räthsel, aber in Schmidgall brachte sie mehrere Monate lang eine trübe Stimmung hervor, und er gestand zu Hause bei den Seinigen, er habe zu einer Kraft und zu einem Mittel seine Zuflucht genommen, die er in seinem Leben für irdische Dinge nicht mehr anwenden werde. Wie er es gemacht habe, sage er keinem Menschen.

An dieses reiht sich, was der vortreffliche Schubert in seinem „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde," 3ter Band (welches Buch wir allen unsern Lesern auf das Eindringlichste empfehlen), unter der Aufschrift: „Und der Herr wandte sich und sah Petrum an," auch aus Würtemberg, mit folgenden Worten so herrlich erzählt:

„Es ist schon eine große Kraft in dem Blicke eines Menschen, der Gottes Ernst und Gottes Liebe an seinem Herzen erfahren hat und der den Segen dieser Erfahrung in seinem Herzen bewahrt; wie groß muß dann erst die Kraft eines Blickes von dem seyn, dessen Augen Seele und Geist in ihren innersten Tiefen durchdringen und vor welchem alle Gedanken und Anschläge des Menschenherzens blos und offenkundig daliegen! Zu Berg, bei Stuttgart, lag ein alter, vom Schlagfluß gelähmter Mann, Johann Georg Boley, Jahre lang auf dem Krankenbette und wartete mit innigster Sehnsucht, doch ohne Ungeduld, der lieben Stunde, die ihn heimführen

dlle zu seinem Herrn. Die Gestalt war verfallen, die Kräfte der Glieder waren geschwunden, aus den Augen aber blickten desto mächtiger die Kräfte eines Lebens hervor, welches nicht mit dem Leibe vergeht. Seelen, die durch Gottes Gnade lauter und ohne Falsch waren, erquickte dieser Blick und die einfache Rede des Mundes, welche göttlicher Gedanken voll war. So machten die Worte und der Anblick des kranken, damals sechs und sechzigjährigen Boley auf das fromme, etwa sechsjährige Kind eines Kaufmannes in Stuttgart, das den Unterricht des ehrwürdigen Flatt genoß, einen Eindruck, von welchem am Abende beim Nachhausekommen der Mund kindlich lobend überging. Arme, einfältige Seelen, gedrückt durch manchfache äußere Noth, fanden an diesem Krankenbette einen Trost, den die Welt nicht gibt. Dagegen fühlten sich Andere, an deren Herzen etwa der Wurm nagte, der nie stirbt: Gotteshaß, oder eine geheime Todesschuld, welche Niemand kannte, als der innere Rächer; Menschen mit einem Herzen voll Trug und Falsch in Boley's Nähe und seinem ernsten, durchdringenden Blick gegenüber, so beängstigt, so unwohl, daß sie entweder in feindselige Regung des Hasses versanken, oder daß es ihnen so erging, wie der Blutschuldnerin, von welcher wir hier erzählen wollen.

Der alte Boley war eines Tages allein im Zimmer. Ein fremdes Bauernweib tritt herein mit einem Fäßchen, und bietet ihm Branntwein zum Kauf an. Boley braucht keinen, er weist den Antrag ab. Das Weib wiederholt, ungeachtet seines mehrmaligen Abweisens,

den Antrag, wird zuletzt frech zudringlich und will nicht von der Stelle gehen. Boley schweigt jetzt und blickt die Branntwein-Verkäuferin nur ernst an. Ihre Blicke begegnen den seinen und können diesen nicht mehr ausweichen. Sie hört auf zu markten und zu schelten und schaut, mit immer steigender Unruhe, unverwandt den alten Boley an. Endlich fragt sie und wiederholt mehrmalen die Frage: „Was sieht Er mich denn so an?" Boley schweigt und blickt nur ruhig ernst diese unruhigen Augen und bewegten Mienen an. Da ruft die Verkäuferin heftig bewegt aus; „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses gethan! Sehe Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen erstechen." — Boley schweigt. — „Ach, lieber Gott, laß Er mich doch gehen! was will Er denn von mir? — Ach, ich sehe schon, Er weiß es, ich will's ihm ja gerne gestehen, Eins hab' ich gehabt!" Der Greis spricht blos: „So, Eins? ich habe Sie nicht gefragt." — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr." — Boley schaut sie durchdringend an und fragt: „So, nur Eins?" — „Ach," spricht die Verkäuferin, „woher weiß Er denn Alles? Ja freilich, hab' ich zwei gehabt, aber sag' Er's um Gotteswillen Niemand! ich hab' ihnen gewiß nichts zu Leid gethan, gewiß nicht." — Da fragt der Greis, immer ernster blickend: „So, nichts zu Leid gethan?" — Jene schreit heftig auf, ach Gott im Himmel, nein, ich habe Eines davon erstochen! Was ist das für ein Mann! Gott behüt' einen vor diesem Manne;" und so schreiend, läuft sie eilig zum Hause hinaus, und ist

dem kranken Alten schnell aus den Augen, ehe dieser sich nur besinnen kann, was zu thun sey."

„Die Kinder Israel konnten (fährt der gottbegeisterte Schubert bei Erzählung dieser Geschichte fort) den Anblick Mosis, da er vom Berge kam, aus der unmittelbaren Nähe dessen, der ohne Anfang ist, nicht ertragen; Moses, wenn jene zu ihm traten, mußte sein Angesicht verdecken. Wie sollte denn ein Herz, das nicht rein ist, das Anschauen, den Blick des ewigen Gottes, des Richters aller verborgenen Gedanken, aller Worte und Thaten, ertragen, des Gottes, vor welchem nichts besteht, das nicht hienieden in seiner Kraft geläutert war. Wohl dem Menschen, der, wenn ihm dieser Blick noch im Kampfe des leiblichen Lebens begegnet, sich wendet, wie einst Petrus, und Thränen der inneren, lebendigen Bewegung und Reue weint. Einem solchen weinenden Auge begegnet dann der, welcher die Thränen der Reue gab, allmählig, wenn die Saat der Schmerzen genug bekräftigt ist, auch in anderer Gestalt: als milde leuchtende, wärmende Sonne, welche die Saat so zu sich hinaufzieht, daß dieser der Strahlenblick nicht mehr Schmerzen macht, sondern sie stärkt und bekräftigt zum bessern Wachsen und Gedeihen."

Zur Geschichte Stigmatisirter.

Von einem glaubwürdigen Freunde aus Moskau wurde dem Einsender Folgendes erzählt:

Als die Franzosen im russischen Kriege nach Moskau kamen, so begegneten ein Kosake und ein Franzose einander in einer Sackgasse (ohne Ausgang) und kämpften mit einander. Ein dortiger Einwohner hatte sich in dieselbe Gasse geflüchtet und konnte nicht heraus, gerieth bei dem Anblick des Gefechtes in tödtliche Angst, und als dieses vorbei war und er nach Hause kam, so befanden sich an seinen Armen und übrigem Körper dieselben Wunden, die der Kosake dem Franzosen gegeben hatte, so daß er blutete und sich heilen lassen mußte. Der Erzähler setzte hinzu: „Wie bei der Nonne zu Dülmen!" Diese Vergleichung ist sehr richtig, denn das wirkende Mittel, wodurch diese Stigmatisirte ihre Wunden erhielt, war eine fromme Imagination, welcher ein Gleiches in Absicht auf die Stigmata Francisci schon bei Cornelius Agrippa (I, 64) zugeschrieben wird. Sie ist das Mittel,

obgleich, wie zu allen Dingen, eine besondere Schickung oder Zulassung dazu gehört. Es geschieht keine Wirkung, weder auf die Seele, noch von ihr aus auf den Körper, ohne jenes mächtige Vermögen, das die Gestalt wie die Gesinnung des Menschen oft plötzlich zu ändern vermag, und dessen sich gute und böse Mächte zu ihren Zwecken am Menschen bedienen. —

— y —

Sendschreiben
über
Weissagung und Wahrsagung.

A.... den 28sten März 1833.

Die Herren von Meyer, Eschenmeyer, Kerner und einige andere genannte und ungenannte Gelehrte haben zur Genüge bewiesen, daß das menschliche Hellsehen ein außerordentlicher, von den ehemals angenommenen psychologischen Gesetzen abweichender, Zustand der Seele sey, der mancherlei Arten, und in jeder derselben verschiedene Grade in seiner Aeußerung darbietet, deren Erklärung die Gelehrten im Norden und Süden Europa's, vorzüglich aber in Frankreich und Deutschland, zu einem Federkriege veranlaßt hat, der wahrscheinlich noch lange nicht beendet seyn wird. Zu den bekanntesten Arten des Hellsehens muß wohl, wie selbst die Ungelehrten wissen, das eigentliche Nachtwandeln, Nachtgehen, Schlafgehen, Somnambulismus (vom französischen Somnambulisme) gerechnet werden. Von dieser Art des

Hellsehens sind unzählige Fälle bekannt. Einen der merkwürdigsten finden wir an dem bekannten französischen Geistlichen, der bei seinem Erwachen sehr oft eine wohl ausgearbeitete Predigt auf seinem Tische fand, die er des Nachts im Finstern aufgeschrieben hatte.

Als ich (vor vielen Jahren) in Göttingen bei der Frau Hofräthin B.... das sogenannte Butterbrod nahm, so führte ich, eine gute Weile während dem Essen, eine Unterredung mit einer ihrer Töchter, die neben mir saß; ihre Antworten waren sehr passend und geistreich, obgleich in einem etwas matten Tone. Die Tischgenossen lächelten, die Mutter gab mir durch Blicke und Gebehrden zu verstehen, daß ich ihrer Tochter ins Gesicht schauen sollte, da ich denn gewahr wurde, daß diese mit verschlossenen Augen redete. Ich setzte nun mein Gespräch mit ihr noch eine Zeit lang fort, bis endlich ihre Mutter sie mit Namen rief und dadurch aufweckte. Wir Alle lachten, sie aber entschuldigte sich blos, daß sie so frühe schon etwas schläfrig geworden sey, wußte aber nicht das Mindeste von unserer Unterredung und hielt die Erzählung davon für eine bloße Neckerei.

Vor mehreren Jahren stand des Morgens früh um 5 Uhr eine große Menge Menschen vor einem in meiner Nachbarschaft sich befindenden Hause, und sah eine Frauensperson im bloßen Hemde auf dem Dache stehen, und einen Ziegel nach dem andern auf die Straße werfen. Erfahrene Personen, die sich unter den Zuschauern befanden, baten leise die Uebrigen, ja nichts der Nachtwandlerin zuzurufen, weil sie sonst in die Straße herab-

stürzen könnte. Man befolgte diesen Rath und bemerkte, daß die Nachtwandlerin in Kurzem, durch das Dachfenster schlüpfend, sich wieder zur Ruhe begab. Alsdann aber benachrichtigte man den Hauseigenthümer, damit solchen Scenen möchte vorgebeugt werden.

Da der sogenannte thierische Magnetismus oft einen diesem Schlafwandeln ähnlichen Zustand hervorbringt, so pflegt man diesen ebenfalls Somnambulismus zu nennen; allein da dieser magnetische Somnambulismus kein eigentlicher Schlaf, sondern vielmehr ein Wachen mit geschlossenen Augen ist, so bezeichnete man ihn richtiger mit dem Namen des Schlafwachens. Dieser Zustand entsteht oft von selbst, ohne scheinbare Veranlassung, bei gesunden und kranken Personen; er wird aber auch durch magnetische Behandlung hervorgebracht. Daß dieses Schlafwachen sonderbare Erscheinungen darbietet, ist durch viele deutsche und französische, theils blos erzählende und erläuternde Aufsätze, theils aber auch durch gegen einander gewechselte Streitschriften, allgemein bekannt, und es wäre überflüssig, solche einem gelehrten Beobachter, ja selbst einem blos gebildeten Weltmanne, ins Gedächtniß zu rufen.

Eine besondere Art des Hellsehens bietet uns die Schrift und die Erfahrung dar, nämlich die durch den Geist Gottes bewirkte Weissagung (1 Cor. 12. 13. 14). Der damit Begabte sieht in die übersinnliche Welt, von wo er abbildliche oder symbolische Gesichte erhält. Er tritt als Gesandter Gottes auf in Tagen, wo Lehre, Strafe, Ermahnung und Trost nöthig ist, zur Zeit all-

gemeiner Sünde und Plage. Die Erscheinung der Weissagung vermehrt sich mit dem Sinken des Glaubens, mit dem Wachsthum des Verderbens unter dem Volke *). Die Gabe der Weissagung äußert sich entweder von selbst, gleich einer Wasserquelle, deren lebendiges Wasser unaufhörlich wie ein Strom fließt **); oder durch Einsegnung ***) mit Gebet oder Gesang †).

Mit der Weissagung darf ja nicht verwechselt werden die Wahrsagung, welche nicht vom heiligen, sondern vom bösen Geiste und seinen Gehülfen, den Dämonen, herrührt ††), welche manchmal die Wahrheit, die sie nicht läugnen können, öfters aber die Unwahrheit sagen. Wenn diese Verwechslung statt hat, so entsteht eine Verwirrung der Begriffe und eine nicht geringe Schwierigkeit in der Auslegung der heiligen Schrift, so wie auch in der Erklärung des magnetischen Hellsehens; wobei bald die Kräfte des Lichts, bald die der Finsterniß

---

*) S. Hrn. von Meyer's heilige Schrift mit kurzen Anmerkungen, 2ter Theil, Einleitung S. X.

**) Jesai. 58, 11. Joh. 7, 38. 39.

***) 1 Timoth. 4, 14. 2 Timoth. 1, 6.

†) Es ist gar nichts Seltenes, daß christliche Magnetisten, wenn sie die magnetische Behandlung zu großen Zügen (à grands courants) mit Auflegung der Hände und glaubigem Gebete anfangen, eine erhabene Salbung in den Reden ihrer Hellsehenden bemerken, die einen Magnetisirten von einem Weissagenden kaum unterscheiden läßt.

††) Es soll hiemit nicht geläugnet werden, daß es auch noch anderartige Weissagung und Wahrsagung, und darunter solche, die von mittlern Kräften oder Einflüssen herrührt, geben könne,

die Hauptrolle spielen, und wobei die strengste Prüfung erfordert wird, um sich vor Irrthum und Betrug zu sichern.

Diese Verwechslung der Wahrsagung mit der Weissagung hat sogar sehr berühmte, verdienstvolle, ehrwürdige, ächt christliche Gottesgelehrte verleitet, wo nicht alle, doch mehrere Reden der weissagenden Personen unseres Zeitalters zu verwerfen, und sogar ihre Urheber verdächtig zu machen. Man wollte zwar diese nicht für betrügerische Bauchredner halten, doch aber verglich man sie mit der philippischen Magd (Apostg. 16, 16 ff.), und diese wieder mit den magnetischen Personen unseres Zeitalters, welche, wie man meint, bei erhöhtem Nervenreize theils Manches unmittelbar ahnen, theils in angeregtem Vortrage Manches aussprechen, was ihrem gesteigerten Bewußtseyn sich darstelle.

Diese Zweifel und Vermuthungen erlauben vielleicht einem aufrichtigen, jene Zweifler herzlich liebenden, im Herrn verbundenen Bruder, solche Zweifler an das Wort des Heilandes zu erinnern: „Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes“ (Matth. 22, 29.). Wir würden nämlich sehr irren, wenn wir glaubten, daß der Fürst der Finsterniß, seine Diener und Angehörigen gar keine Wahrheit kenneten. Sie bezeugen dieselbe aber nur zur Unzeit, zum Nachtheile des Reiches Gottes, und um die Kinder Gottes allerlei Gefahren auszusetzen. Die Worte des Teufels (Matth. 4, 6.): „Es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen,

auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest," erklärt Jesus stillschweigend für wahr; denn sie stehen wirklich im 91sten Psalme geschrieben. Satan führte aber diese Wahrheit nur in der Absicht an, Jesum zu einer stolzen Waghalserei zu bereden. Darum läugnete Jesus zwar diese Wahrheit nicht; er führte aber dem Teufel, um seine Zumuthung niederzuschlagen, eine andere unläugbare Wahrheit an, welche die gottlose Absicht des Bösen aufdeckte und vereitelte. Er antwortete nämlich: „Wiederum stehet auch geschrieben (es ist eben so wahr), du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen (5 Mos. 6, 16)." Und als ein unsauberer Geist (Dämon) vor allen Anwesenden in der Judenschule die wichtige Wahrheit bekannte: „Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes," bedräuete ihn Jesus und sprach: „Verstumme und fahre aus von ihm!" (Marc. 1, 23—27, 34. Luc. 4, 33 ff.) Ebenso verfuhr Paulus mit der Wahrsagerin in Philippi, als sie manchen Tag Paulo und dessen Gehülfen nachfolgte, schrie (ἔκραζε) und sagte: „Diese Menschen sind Knechte Gottes, des Höchsten, die euch den Weg zur Seligkeit verkündigen. Paulo aber that das wehe ... und sprach zu dem (unsaubern, dämonischen) Geiste: Ich gebiete dir in dem Namen Jesu Christi, daß du von ihm ausfahrest. Und er fuhr aus zu derselbigen Stunde" (Apostg. 16, 16 ff.). Warum handelten Jesus und Paulus also? War etwa das Zeugniß der bösen Geister nicht wahr? Wer mag dessen Wahrheit läugnen? Etwa der, welcher die Wahrheit selbst ist? Oder der, welcher selbst sagt:

„Das ist je gewißlich wahr, ... daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen!“ Der Beweggrund Christi und seines eifrigen Apostels liegt offenbar darin, daß ersterer durch Wunderwerke seine Messiaswürde beweisen wollte (Joh. 10, 24. 25. 37. 38. Cap. 14, 10. 11. Cap. 15, 24.), Paulus aber ging mehrmalen mit seinem Gehülfen zu dem Gebete, welches die Juden außerhalb der Stadt an einem besonders dazu geeigneten, an dem Flusse gelegenen Orte verrichteten. Die Juden strömten daher zur Gebetzeit dahin. Die Wahrsagerin begab sich nun auf den zum Betorte führenden Weg, und rief den Vorübergehenden das obgemeldete scheinbare Lob zu, sobald sie Paulum und seine Gesellschaft erblickte. Die Absicht des unsaubern Geistes in der Judenschule und auf dem Wege zu dem Betorte war offenbar, die Anerkenntniß der Messiaswürde und die Ausbreitung des Christenthums zu hindern; indem diese Dämonen die Juden auf das Gesetz Mosis und die Propheten, welche die Wahrsagerei bei Todesstrafe verbieten, aufmerksam machen, und in beiden Fällen die Absicht Jesu und seines Apostels dadurch zu vereiteln suchten, daß sie die Zuhörer Jesu und Pauli auf die Folgerung leiten wollten, daß Christus nicht der Messias, und Paulus und seine Gehülfen nicht Knechte Gottes des Höchsten, die den Weg zur Seligkeit verkündigen, seyn könnten: weil Gott verboten hat, sich an Wahrsager zu wenden und ihren Aussagen Glauben beizumessen, und befohlen hat, solche vom Satan besessene oder getriebene Menschen zu meiden

(3 Mos. 19, 31. Cap. 20, 6. 27. 5 Mos. 18, 9. 10. 1 Sam. 28, 3. 7. 9. 2 König. 21, 6. 1 Chron. 11, 13. 2 Chron. 33, 6. Esaj. 2, 7. Cap. 8, 19. Cap. 19, 3. Jerem. 29, 8. Micha 3, 7. Sach. 10, 2.). Das lobende Zeugniß der Dämonen, die sich damals der von ihnen besessenen Menschen als Sprachwerkzeuge bedienten, hatten demnach eine wahrhaft teuflische Absicht, welche Jesus auf der Stelle vernichtete, und die Paulum um so mehr verdroß, da die Wahrsagerin das scheinbare Lob Pauli und seiner Gehülfen mehrmals wiederholte. Diese Erklärung der Schriftstelle Apostg. 16, 16 ff., die ich in kindlicher Einfalt jedem unbefangenen Leser zur Prüfung darlege, mag vielleicht dienlich seyn, den Tadel zu vermindern, den man gegen die zu Basel 1824 erschienenen Reden von Hellsehenden öffentlich ausgesprochen hat, und ihren Verfassern die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß dieselben bei dem Hinweisen auf Christum nicht viel zu wenig im Sinne gehabt hätten. Wenn man jene Reden im Zusammenhange liest und überdenkt, so wird man leicht finden, daß dieses Hinweisen auf Christum, nach 1 Joh. 4, 1 ff. bloß den Prüfstein anzeigen sollte, woran man, nach des Apostels Warnung, erkennen könnte, ob die Verfasser jener Reden falsche Propheten wären. Und wenn man gegen jene Reden auch einwenden wollte, daß die heilige Schrift alten und neuen Testaments eine genügende Quelle dessen darbiete, was der Mensch benützen soll, um den Weg des Heils zu finden: so möchte es wohl anmaßend scheinen, wenn schwache Menschen sich

unterfangen wollten, Gott vorzuschreiben, daß das, was er am letzten geredet hat durch den Sohn (Hebr. 1, 2.), auch für Gott das Letzte seyn müsse, was er den Menschen zu sagen in seiner Weisheit bestimmt haben könnte; zu behaupten, daß es ihm nicht mehr erlaubt wäre, weissagende Personen noch heut zu Tage zu erwecken, und daß die den Corinthern gegebene Ermahnung Pauli: „Fleißiget euch der geistlichen Gaben, am meisten aber, daß ihr weissagen möget; denn wer weissaget, der redet den Menschen zur Erbauung und zur Ermahnung, und zur Tröstung" (ja sogar zur Bekehrung der Unglaubigen, 1 Corinth. 14, 1. 3. 24. 25.); daß diese Ermahnung nur die zu Pauli Zeiten lebenden Corinther, nicht aber ihre Nachkommen, noch weniger die in den folgenden Jahrhunderten, am wenigsten aber die heut zu Tage lebenden Glaubigen angehe, oder auch, daß unter jenem Weissagen eine bloße gewöhnliche Belehrung zu verstehen sey.

Was soll man endlich dazu sagen, wenn man, wie so manche Verächter jener Reden zu thun pflegen, einige aus dem Zusammenhang gerissene Stellen aus denselben anführt, um sie als widerbiblisch darzustellen; Bruchstücke, welche jedoch, im Zusammenhange betrachtet, sehr biblisch sind? Zudem müssen die Reden der Weissagenden zu Corinth auch nicht ohne Flecken gewesen seyn; sonst hätte der Apostel nicht verordnet: „Die Weissager lasset reden zween oder drey, und die Andern lasset richten" (1 Corinth. 14, 29.). Ebenso verordnet Paulus den Thessalonichern: „Den Geist dämpfet nicht. Die Weis-

sagung verachtet nicht. Prüfet aber Alles, und das Gute behaltet" (1 Thess. 5, 19. 20. 21.). Da aber die prophetische Sprache bildlich ist, so muß man sich wohl hüten, solche Bilderscenen (z. B. vom Reiche der Mutter des Herrn und der heiligen Jungfrau Maria u. s. w.) buchstäblich zu nehmen; so wenig als man die Beschreibung des erhöhten Messias buchstäblich nehmen darf, wenn es heißt: „Deine Kleider sind eitel Myrrhen, Aloe und Kezia, aus elfenbeinernen Palästen erfreuet dich Saitenspiel" u. s. w. (Psalm 45, 9). Auch bitte ich doch alle Glaubige, welche noch keine Gelegenheit hatten, magnetisirte oder eingesegnete Hellsehende selbst zu sehen und zu hören *), ihren wohlgemeinten Eifer durch die Bemer-

*) Während 40 Jahren habe ich magnetisirte und unmagnetisirte, und in den letzten Jahren auch eingesegnete mehr oder minder Hellsehende von verschiedenem Geschlechte und Alter zu beobachten Gelegenheit gehabt, und muß vor Gott bezeugen, daß das bloße Lesen der Reden von Hellsehenden von dem Sehen und Hören der Letztern gleichsam wie ein Kupferstich von seinem Originalgemälde abweicht, dessen Farben eine richtigere, lebendigere Abbildung eines Gegenstandes geben. Dies möchte ich sogar nicht blos den Gegnern der Sehersache, sondern auch ihren Vertheidigern sagen, und alle Augen- und Ohren-Zeugen werden ohne Zweifel die Wahrheit dieser meiner Bemerkung bestätigen. Auch muß ich gewissenhaft bezeugen, daß ich von der Genauigkeit der Auffassung und Abfassung der geschriebenen und nachher gedruckten Reden nicht völlig überzeugt bin; denn ich muß gestehen, daß ich selbst manche solcher von Hellsehenden mir in die Feder dictirten Reden so mangelhaft geschrieben hatte, daß eine darauf folgende Vorlesung, in einer späteren Entzückung, mir den Vorwurf

kung Pauli zu mildern, daß unser Erkennen und unser Weissagen Stückwerk von dem ganzen Plane Gottes ist, den wir nur theilweise erkennen können (1 Cor. 13, 9 ff.).

Nachdem ich nun den Unterschied zwischen hellsehender Weissagung, die vom Geiste Gottes herrührt, und hellsehender Wahrsagung, die vom Geiste der Finsterniß abstammt, dargestellt zu haben glaube, so will ich Ihnen einige Beispiele von Wahrsagungen anführen, welche Ihr tiefdenkender psychologischer Freund Eschenmeyer als Beitrag zur Erfahrungs-Seelenlehre benutzen kann, welche aber auch dienen können, um den noch in heutigen Zeiten so großen Hang, durch Wahrsagung, Traum- und Zeichendeutung, Kartenschlägerei, Punktirung, Siebdrehen, Eier-, Kaffeesatz-, Nagelfleckchen-, Handrunzeln-, Spiegel- und Wasser-Beschauung, sein künftiges Schicksal zu erfahren, ohne der Hexe zu Endor zu gedenken, um diesen Hang so viel möglich zu dämpfen, und die mit diesem Wahrsager-Fieber behafteten Personen an das Gedicht aus Weissens Kinderliedern zu erinnern, das von diesen Kranken beherziget zu werden verdient:

---

zuzog, daß ich den wahren Sinn der Rede ganz verfehlt hätte. Auf die Einwendung, daß man solche, vielleicht nicht so durchgesehene Reden nicht hätte sollen drucken lassen, weiß ich nichts zu antworten, als daß man deßwegen nicht so absprechend für oder gegen die Seherſache sich erklären, und alle jene Reden, nach dem Rathe Pauli (1 Theſſ. 5, 21.), ohne vorgefaßte orthodoxe oder heterogene Meinung, prüfen und das Gute davon (was gewiß das Meiste ist) behalten möge.

Gütig hüllt in Finsternissen
Gott die Zukunft ein;
Gänzlich sie voraus zu wissen
Würde Strafe seyn.

Säh' ich Glück auf meinem Wege,
Würd' ich stolz mich bläh'n,
Und leichtsinnig oder träge
Meinen Zweck verseh'n.

Säh' ich Unglück, würd' ich zittern,
Und die künft'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
Das mich itzt erfreut.

Wie viel sicherer ist nicht das Vertrauen auf die Führung Gottes? Wie tröstlich ist nicht die Ergebung Paul Gerhards in den Willen Gottes, als er das berühmte Lied: „Befiehl du deine Wege ꝛc." verfertigte!*) Die Gefahren, denen man sich und Andere aussetzt, wenn man sich an Wahrsager wendet, beweiset sonderlich folgende, wenig bekannte, wichtige Wahrsagungsgeschichte, die ich Ihnen getreulich mittheilen will, so wie ich sie aus dem Munde des verewigten blinden Dichters Pfeffel erhalten und wörtlich aufgeschrieben habe.

Im Junius 1790, zur Zeit des Bundesvereins der fränkischen Bürger in Straßburg, schickte Herr Pfeffel die Zöglinge seiner Militärschule in Colmar nach Straßburg.

---

*) S. Kanne, Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi. Nürnberg 1817, 3 Theile. 8.

Ein einziger derselben blieb zu Hause, weil er krank war. Es war der Graf Adolph v. Stackelberg, dessen Vorfahren Liefland für ihr Vaterland erkannten, sich aber bei der Uebergabe dieses Landes an Rußland von dem Hauptstamme trennten, und ihrem alten Landesherrn nach Schweden folgten. Ihre Familie stand in großem Ansehen bei Hofe, und die Schwester des jungen Grafen war Hoffräulein bei der Königin, Gemahlin Gustavs III. Als Herr Pfeffel nach seiner Rückreise dem kranken Zögling einen Besuch abstattete, fand er ihn in seinem Bette sitzend; er hielt einen Brief von Ebengenannter, seiner Fräulein Schwester, in der Hand, und schien etwas betroffen über die darin enthaltene Nachricht, die er Herrn Pfeffel folgendermaßen mittheilte. Gustav III. ging, in Begleitung eines einzigen Vertrauten, zu einer berüchtigten Wahrsagerin, Namens Arfwedson, um sich, wie man sagt, die Nativität stellen zu lassen. Diese Frauensperson kündigte dem Könige an, daß er ermordet werden würde. Auf das Befragen des Monarchen: wer wohl sein Mörder seyn würde? antwortete sie ihm: „die erste Mannsperson, „welche ihm, in einen blauen Mantel gehüllt, auf der „Königsbrücke *) begegnen würde, sey einer der Verschwornen;" worauf Gustav sie verließ, um über die angezeigte Brücke nach seinem Palaste zu gehen. Auf dieser Brücke begegnete ihm wirklich einer seiner Garde-

*) Herr Pfeffel erinnerte sich nicht mehr genau des Namens der Brücke.

Offiziere, der in einen blauen Mantel eingehüllt war; er hieß Herr v. Ripping. Gustav ließ ihn auf der Stelle verhaften, ohne sich in eine Erklärung einzulassen. Bis hieher war diese Geschichte in bemeldetem Briefe erzählt. Die Fortsetzung derselben wurde hernach durch fernere Privatcorrespondenz, zum Theil auch durch öffentliche Blätter, bekannt. Die Folge der Rippingischen Verhaftung war diese. Die ganze Familie, nebst den Freunden Rippings, konnten den König nicht bewegen, dem Gefangenen die Freiheit zu schenken. Erst nach mehreren Monaten, als der Verdacht sich durch die besten Zeugnisse der guten Aufführung Rippings verloren hatte, ließ ihn der König los. Ripping soll aber, wie man sagt, die Rache gegen Gustav im Herzen behalten haben; und als Ankerström den König ermordete, ergriff Ripping, nebst Armfeld und Andern, die Flucht, woraus man zu schließen geneigt war, daß Ripping, wo nicht ursprünglich, wenigstens aus altem Grolle, wegen seiner unschuldigen Verhaftung, in der Folge sich in die Zahl der Verschwornen begeben habe; ob man gleich keine strengen Beweise gegen ihn aufbringen konnte, da Ankerström bekanntermaßen immer nur unter vier Augen mit jedem seiner Mitschuldigen gesprochen hatte, und bei seinem Verhöre keine Mitschuldige angeben wollte. Diese Anekdote ist immer merkwürdig, weil dem Könige beinahe zwei Jahre vor seiner Ermordung sein unglücklicher Tod vorhergesagt wurde.

Diesen Aufsatz hatte ich den 16. December 1807 Herrn

Pfeffel vorgelesen, welcher die Thatumstände der Wahrheit gemäß fand, und nochmals bestätigte.

Eine ähnliche Geschichte finden wir in dem Leben Napoleons. Es ist nämlich bekannt, daß dieser Eroberer die berüchtigte Wahrsagerin Lenormand über sein Schicksal um Rath fragte, und daß ihm diese unter Andern auch gesagt hat, er würde Glück haben, so lange er Josephinen zu seiner Gemahlin behalte; nach der Trennung von ihr werde sich aber das Blatt wenden; er werde eine Zeitlang noch in großem Glanze erscheinen, dann aber werde ihn großes Unglück, wie mit einer Schlinge, überfallen. Die Erfüllung dieser Vorhersagung erzählt die Weltgeschichte. Napoleon, dem es gewiß nicht an Geist fehlte, soll überhaupt in manchen Stücken sehr abergläubisch gewesen seyn. Man weiß z. B., daß er einst einen von den französischen Regierungsdirektoren nach Italien zu ihm gesendeten General anzunehmen sich geweigert hat, weil derselbe, in Erzählung seiner Lebensgeschichte, von vielen ihn betroffenen Unglücksfällen Meldung that: und da dieser General sich auf seine gesetzmäßige Ernennung berief, so drohete Napoleon, ihn mit den Feldjägern (gensd'armes) außer dem Kreise seines Commando's bringen zu lassen, wenn er nicht auf der Stelle sich auf den Weg begäbe.

Die Lenormand hat seitdem allerlei Abentheuer bestanden, und wurde sogar in den Niederlanden verhaftet. Wie ich höre, ist sie wieder in Paris; sie soll aber jetzt weniger gesucht seyn, seitdem ein viel stärkerer Kartenschläger, der sich Moreau nennt, in der Nähe von Paris

sich aufhält, wohin man ihn, gegen gute Bezahlung, kommen läßt. Eine von meinen hiesigen Freundinnen, die sich, um ihren kranken Schwager zu besuchen, nach Paris begeben, wurde von ihren Bekannten ermuthigt, diesen Wahrsager berufen zu lassen; sie that es, mehr um ihre Neugierde zu befriedigen, als ihn über wichtige Gegenstände zu befragen. Unter andern sagte er aber meiner Freundin, sie müsse sehr bald eine Reise in ihre Vaterstadt unternehmen, woselbst in wenig Tagen nach ihrer Ankunft eine sie nahe angehende wichtige Begebenheit sich ereignen werde. Meine Freundin achtete wenig auf dieses Geschwätz, weil ihre Gegenwart in der Hauptstadt nothwendiger war, als in ihrer Heimath, wo ihre häuslichen Geschäfte wohl besorgt wurden. Allein bald hernach wurde sie durch Briefe von ihren Verwandten dringend ersucht, baldmöglichst nach Hause zu eilen, wo in wenigen Tagen nach ihrer Ankunft ihr Vater starb.

Nicht minder interessant ist wohl folgende Geschichte. Eine, wegen ihrem großen Verstande und mannigfaltigen Kenntnissen, von Wieland, Goethe, Nikolai, Meiners, Lavater, Schlosser und andern deutschen und französischen berühmten Schriftstellern sehr geschätzte Edelfrau, geborne v. R., welche Herr v. H. geheirathet, und die Jahre lang mit einem tiefdenkenden Busenfreunde von mir, Herrn v. Rotherose, und mit mir selbst über religiöse Gegenstände correspondirte, und uns beide mit einer Schaar von Zweifeln über die christliche Religion bestürmte, hatte jedoch die Schwachheit, sich in allem Ernste mit Kartenschlagen abzugeben. Diese Dame

erzählte mir, daß sie einst über den Zustand ihres Gatten, der sich in den Niederlanden befand, und ihr schon lange nicht mehr geschrieben hatte, unterrichtet seyn wollte. Sie mischte dreimal hinter einander die Karten, und jedesmal, wenn sie diese umschlug und nach ihrer Verfahrungsart legte, kam ein ganz gleiches, höchst bedenkliches Zusammentreffen heraus. Sie erschrak sehr über diesen Zufall*), wie sie es nannte, und die nächste Post brachte ihr die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls.

Da sie sich nur mit Mühe von ihrem Einkommen ernähren konnte, so verfiel sie auf den Gedanken, in die Zahlenlotterie zu setzen, bei welcher nur fünf Nummern gezogen werden. Sie hatte erfahren, daß Herr v. Eckartshausen ein Mittel habe, die herauskommenden Zahlen voraus zu finden; und da ich ihr merken ließ, daß es magische Mittel geben könnte, wodurch man vielleicht in einige Verbindung mit der Geisterwelt kommen, und daher manche Dinge erfahren könnte, die dem Menschen verborgen sind, so quälte mich diese Freundin, ihr auf die Spur eines solchen Mittels zu verhelfen, und versicherte mich auf ihre Ehre und Gewissen, daß wenn sie

*) So nennt die stolze Vernunft gegen ihren eigenthümlichen Grundsatz, daß nichts ohne Ursache geschehe, jede Begebenheit, deren Ursache sie nicht ergründen kann. Die letzte sichtbare Ursache bei dem Kartenschlagen ist wohl die Mischung derselben, deren Ende von der Willkühr des Mischenden abhängt. Was bestimmt aber diese Willkühr, in einem gewissen Zeitpunkte die Mischung zu endigen? — — Hier liegt der Gordische Knoten. Löse ihn, wer es vermag!

in der Lotterie gewinnen sollte, sie das meiste Geld zur Unterstützung der Armen gebrauchen wollte. Ich würde aber, wenn ich so ein Geheimniß damals besessen hätte, mich wohl gehütet haben, ihrem Wunsche zu entsprechen*).

---

*) Herr B ....., ein vor Kurzem verstorbener angesehener hiesiger Handelsmann, stand mit Herrn v. Eckartshausen in freundschaftlichen Verhältnissen. Bei einem seiner Besuche kam er auf den Werth der Zahlenverhältnisse zu sprechen, welche Herr v. E. für ein Mittelding zwischen den körperlichen und geistigen Dingen hielt. Von dieser Zahlentheorie kam B .... auf die Lotteriezahlen mit Herr v. E. zu sprechen, und fragte ihn: ob er denn wohl die in einer ihm bekannten Zahlenlotterie herauskommenden Nummern voraus errathen könne? „Warum nicht?" erwiederte Herr v. E. Und als B ..... dieses bezweifelte, entfernte sich jener einige Augenblicke, und brachte eine Oblatenschachtel nebst einem zusammengewickelten Papier herbei, that es in die Schachtel, und versah sie mit einem Kreuzbunde, welchen B ..... mit einem an seiner Uhr hängenden Petschaft an mehreren Stellen versiegelte. Herr v. E. verwahrte die Schachtel, und lud Herrn B ..... ein, nach gezogener Lotterie sich wieder bei ihm einzufinden. Als nun B ....., nach gezogenener Lotterie, kam, und nach Erbrechung der unverletzten Siegel die Schachtel öffnete, fand er alle fünf gezogene Nummern auf dem eingelegten Papiere geschrieben. In größtem Erstaunen fragte B .....: warum denn Herr v. E., dessen Glücksumstände nicht sehr glänzend waren, sich nicht dieses Mittels bediente, um seine Vermögensumstände zu verbessern? Worauf Herr v. E. erwiederte: „Dieß könnte ich, aber ich darf nicht." Diese Geschichte hat B ....., der ein verständiger, biederer, unbefangener Mann war, mehreren seiner Freunde erzählt, mit dem Zusatze, daß er die Sache nicht erklären könne. Man könnte einwenden, daß bekanntlich Herr v. E. sich auf Taschenspielerkünste verstanden habe. Allein

Herr Staatsrath P., Vater eines noch lebenden angesehenen Geschäftsmannes, verstand meisterlich die sogenannte Punctirkunst, gebrauchte sie aber nur zur scherzenden Unterhaltung. Er entsagte aber einst plötzlich allem Punctiren, nachdem ihm folgender Vorfall diese Kunst verleidet hatte.

Ein Geistlicher aus seinen Bekannten, der sich einst mit dem Herrn Staatsrath in einem munteren Cirkel befand, worin von dieser Sache gesprochen wurde, glaubte nicht, daß man im Ernst sein zukünftiges Schicksal durch ein solches Mittel erfahren könne, und bat den Staatsrath, ihm zu zeigen, wie er, der Geistliche, punctiren müsse, damit er sein Schicksal erfahren möge. Der Staatsrath gab dem neugierigen Zweifler ein Papier nebst Feder und Dinte, und sagte: „Machen Sie für die Frage, „die Sie im Sinne haben (er wollte wissen: ob er lange „leben werde), einige Puncte, ohne sie zu zählen.“ Dieß geschah, und der Staatsrath fand durch seine Combination, daß der Geistliche in einer Frist von .... Tagen sterben werde.

Die ganze Gesellschaft spottete über die bestrafte Neugierde des Geistlichen, welcher selbst diesen Orakelspruch zu verlachen schien, der aber leider buchstäblich eintraf.

Herr B..... wußte dieses wohl auch, und wagte dennoch nicht, die Sache daraus zu erklären. Denn Herr v. E. pflegte jene Täuschereien nicht zum Scherz oder aus Eitelkeit zu gebrauchen, wenn von ernsthaften Dingen die Rede war.

Von diesem Tage an entsagte der Staatsrath allem Punctiren, um sich und Anderen eine so unangenehme Lage zu ersparen. Es mag nun, wie die Welt zu sagen pflegt, jener Tod zufällig eingetroffen, oder eine Folge von Furcht und Schrecken gewesen seyn, wie dieß der Fall war, als der berüchtigte Graf von Cagliostro einem angesehenen Herrn zu Straßburg, der seinen vorgeblichen ägyptischen Geheimnissen nicht huldigen wollte, den Tag seines Todes mit donnernder Stimme ankündigte, und dadurch sein dem stolzen Grafen wohlbekanntes, schwaches Nervensystem dermaßen erschütterte, daß er von Stund an erkrankte, und an dem angedrohten Todestage mit Furcht und Zittern sein Ende erwartete, und wirklich starb.

Endlich will ich noch zweier sonderbarer Arten von Wahrsagereien gedenken. Der verstorbene Freiherr v. B...., den ich mit dem ebenfalls verstorbenen blinden Dichter Pfeffel auf seinem Landgute Schoppenweyer bei Colmar, im oberen Elsasse, besuchte, erzählte uns, daß sich in Bennweyer, einem nahe bei Schoppenweyer gelegenen Dorfe, ein Knabe befinde, der ein Apothekerfläschchen besitze, das er mit Wasser anfülle, und darin abwesende Personen handeln sehe. Herr v. B.... ließ ihn öfters zu sich kommen, um die Neugierde seiner Bekannten und Freunde zu befriedigen. Einst fragte er ihn: ob er ihm wohl sagen könnte, wie sein Sohn in Berlin gekleidet wäre, und was er jetzt machte? „Ja!“ (antwortete der Knabe, indem er in seine mit Wasser angefüllte Flasche guckte) „ich erblicke ihn

„in einem Soldatenkleide, mit einem Stocke commandi„rend. Nun geht er fort — — Jetzt schenkt er einem „Frauenzimmer Kaffee ein," u. s. w. Sogleich schrieb Herr v. B.... an seinen Sohn in Berlin, und befragte ihn über das Gesicht des Wahrsagers, welches sich vollkommen richtig fand.

Ein andermal zeigte der Edelmann demselben Knaben an, daß er bestohlen worden wäre, und fragte: ob er, der Seher, ihm den Schuldigen kennbar machen könnte? Sogleich füllte der Knabe seine Flasche, und rief: „Der „Dieb ist wirklich in dem nahe gelegenen Dorfe Ostheim; „er hat ein Invalidenkleid an." Herr v. B.... erkundigte sich bei seinen Dienstleuten über die Sache, und erfuhr von ihnen, daß am Tage des Diebstahls ein Invalide auf dem Landgute herumgestrichen sey. Ob man den Diebstahl der Obrigkeit angezeigt habe, weiß ich nicht, zweifle aber sehr daran, da das Gestohlene ziemlich unbedeutend war.

Die andere Art von Wahrsagerei, die jedoch Aehnlichkeit mit der ersteren hat, ist folgende:

Gedachter Dichter erzählte mir, daß einst ein armer Knabe, als er durch einen im Badischen gelegenen Wald ging, eine Bande Zigeuner daselbst antraf. Sie saßen im Kreise, um einen Kessel herum, worin ihre Nahrung kochte. Einer dieser Gauner guckte in einen kleinen, vielseitig geschnittenen Spiegel. Die Neugierde bewog den Knaben, sich hinter den Besitzer desselben zu begeben, und auch in den Spiegel zu schauen. Hierauf sagte er lächelnd: „Ei, welch' ein hübsches Männchen erblickt man

in diesem Spiegelchen! Es bewegt sich sogar!" Der Zigeuner sah den Knaben an, und fragte: „Was sagst du, Junge?" Dieser wiederholte seine Aussage. „Nun," (rief der Zigeuner) „ich habe schon vielmal hineinge-„guckt, in Hoffnung, Etwas darin zu sehen, habe aber „noch nie Etwas darin gesehen. Da du glücklicher als „ich bist, so schenke ich dir das Wunderding. Du kannst „viel Geld damit gewinnen; denn es gehört zu unserem „Handwerk des Wahrsagens." Der arme Knabe war vor Freude fast außer sich, nahm den Spiegel, dankte, und sprang hurtig davon, aus Furcht, das Geschenk möchte den Zigeuner gereuen. Er wanderte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und hatte für sich selbst viel Genuß (Apostg. 16, 16) von seinem Wahrsagen vermittelst des Spiegels. Er entdeckte Diebe, Liebeshändel, verlorene Sachen 2c. Endlich kam er auch nach Carlsruhe, und begab sich in ein Kaffeehaus, wo man ihn fragte: wo sich eine gewisse Person befände? „Ei!" (rief der Junge, in seinen Spiegel schauend) „er ist so und so gekleidet, sitzt an dem Tische in dem „und dem Kaffeehause, und spielt Domino. Er hat „ein Gläschen Schnaps neben sich stehen." Man schickte sogleich an den angezeigten Ort, und fand Alles genau so, wie es der Knabe angegeben hatte. Diese und einige ähnliche Fälle machten Aufsehen in der Residenzstadt. Die Polizei verhaftete den Knaben, verhörte ihn, nahm ihm seinen Spiegel, um ihn zu den Prozeß-Acten zu legen, und setzte den armen Jungen, als bettelnden Landstreicher, ins Zuchthaus zu Pforzheim. Ein Freund des

Herrn Pfeffel, ein Hauptmann in Badischen Diensten, der ihm diese Geschichte erzählte, gab sich vergebliche Mühe, den Spiegel zu erhalten, der wahrscheinlich noch existirt, aber schwerlich dem Hauptmanne, so wie jedem Andern, der keine Seherkraft besitzt, wie dieser Knabe, etwas Anderes zeigen wird, als sein eigenes Angesicht.

Da von Zigeunern die Rede ist, so fällt mir folgende Geschichte ein: Frau N. hatte, aus bloser Neugierde, und auf die den Zigeunern eigenthümliche Zudringlichkeit, ihre Hand einer Zigeunerin dargeboten, die, wahrsagend, sie ermahnte, sich vor Katzen zu hüten; denn in Kurzem werde sie von einer wüthenden Katze verfolgt werden. Dieß traf bald darauf ein, und sie konnte sich mit genauer Noth durch das Zuschmettern einer Gatterthüre vor den Angriffen einer wüthenden Katze schützen, die man gleich darauf erschoß.

Nachricht
von
den sonderbaren Vorfällen
im ehemaligen Kloster N—g.

Die nachstehende Mittheilung kommt aus der Hand eines sehr rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Mannes. Diese Geschichte ist übrigens in dem Lande, in dem das ehemalige Kloster N—g liegt, gar wohl bekannt, und es wurde zu ihrer Untersuchung sogar von höchster Behörde eine Commission abgesandt, durch welche aber keine natürliche Ursachen (auf welche solche Commissionen allerdings allein ausgehen) gefunden wurden.

Vielleicht wird es mir möglich, in einer der spätern Sammlungen unserer Blätter, den näheren Erfund dieser Commission, oder sonst noch weitere Belege, zu diesen Vorfällen im ehemaligen Kloster N—g zu liefern.

L., den 7. Jänner 1833.

Im Jahr 1808, während einer zweimonatlichen Abwesenheit von hier, bekam mein Schwiegervater, Herr

Hofrath P., einen Besuch von einer Busenfreundin, der Frau R. H., Tochter des in ganz Deutschland bekannten K. S., eines sehr aufgeklärten Theologen. Der Gatte dieser Freundin war vor mehreren Jahren geistlicher Verwalter, und hatte seinen Sitz in O. N., welches auf einem kleinen Berge liegt, und mit den schönsten Aussichten umgeben ist. Die Gebäude, in welchen er wohnte, gehörten ehemals dem Antonier- oder Einsiedler-Orden, und bestanden aus einem Schlosse, einem im fünfzehnten Jahrhundert gestifteten Kloster, einer Kirche, vielen ansehnlichen herrschaftlichen Meierei-Gebäuden, von Mennoniten bewohnt, welche das herrschaftliche Gut in Pachtbestand hatten, und einem herrschaftlichen Keller von ungewöhnlicher Tiefe. Diese Gebäude, nebst vielen dazu gehörigen Feldgütern, wurden in neueren Zeiten größtentheils in protestantische Kirchengüter verwandelt, welche obgenannter Herr H. verwaltete. Während des Aufenthalts desselben an diesem Orte hatten sich unglaubliche Spukereien in seiner Wohnung zugetragen, die in dem dazu gehörigen Heime nicht unbekannt waren, und den in der Seherin von Prevorst angeführten ähnlich sind. Die Frau H. schilderte viele von diesen Geisterscenen meinem Schwiegervater, in Gegenwart seiner Familie, und dieser theilte mir, nach der Abreise der Frau H. und meiner Rückkunft in C., die Hauptscenen dieses Gaukelspiels mit, welche mir den Wunsch einflößten, den berüchtigten Schauplatz selbst zu besichtigen, um Beiträge zu meinem Lieblingsstudium, der Erfahrungsseelenlehre, einzusammeln. Herr Hofrath P. ver-

sprach mir, künftiges Frühjahr 1809 mich nach D. N. zu begleiten, um genaue Untersuchungen dieser seltsamen Thatumstände anstellen zu können, wobei er mich, ohne Furcht, unterstützen würde. Aber ehe die zur Reise bestimmte Zeit kam, starb mein Schwiegervater, der mir kurz vor seinem Ende verschiedene Geschäfte auftrug, wovon eines insbesondere die Frau H. betraf, und mich nöthigte, mit ihr in Briefwechsel zu treten. Ich benutzte diese Gelegenheit, um von ihr, deren Gatte seitdem auch gestorben war, einen genauen Bericht über die Gespenstergeschichte in D. N. zu begehren, den sie mir auf das Freundschaftlichste erstattete. Verschiedene Ursachen veranlaßten mich, meinen ersten Brief an sie erst den 18. April 1811 zu schreiben. Ich will Ihnen nun, mit Uebergehung aller nicht zu dieser Sache gehörigen Stellen, Auszüge dieser darauf folgenden Correspondenz mit den eigenen Worten der geistlichen Verwalters-Wittwe H. mittheilen.

E., den 12. September 1811.

„Die Zeit, die mich zu allem Schreiben unfähig macht, „benutzte ich doch, um, wenn es nicht möglich, alle Fragmente, doch wenigstens einzelne Stücke jenes Journals, „das ich in der Zeit, in der die meisten jener seltsamen „Erfahrungen vorkommen, an meinem Bruder, den K. „S., hieher schicken mußte, wieder aufzutreiben. So „viel Mühe sich auch derselbe und ich gaben, so konnten „wir doch nicht das Mindeste mehr erhalten. Die meisten Aufsätze sind höchst wahrscheinlich im B... Schlosse „geblieben, von wo, bei den jetzigen Veränderungen gar

„nichts mehr zu erwarten war. Sie, theurer Freund, „nehmen also gütigst mit der trockenen Erzählung der „Erinnerung vorlieb. Ich bin froh, daß Sie selbst die „Präliminarien, die einer solchen Erzählung nothwendig „vorhergehen müssen, für bekannt angenommen, und mir „erspart haben *).

„Mein und meiner Geschwister Erziehung wurde von „der ersten Jugend an, besonders über den Punkt der „Furcht, gewiß die sorgfältigste. Wir mußten allhier in „der finstersten Nacht in den tiefsten Keller, auf den „höchsten Speicher, an das äußerste Ende des Gartens „und über den Kirchhof marschiren, und einen Beweis, „daß wir da waren, mitbringen. Ich darf sagen, daß „ich dadurch so furchtlos wurde, daß ich einer meiner „Schwestern und einigen Freundinnen meines Alters „einmal den Vorschlag that, an einen Platz, den uns das „Gesinde unseres Hauses als verdächtig beschrieb, in der „Nacht zu gehen, um das dortige vorgebliche Gespenst „zu belauschen. Das Gespenst würdigte uns freilich kei- „ner Erscheinung; aber dieses Experiment hatte doch „eine treffliche Wirkung auf uns, so daß wir auch deß- „wegen bei der Entdeckung gescholten wurden. In mei- „nem sechszehnten Jahre mußte ich die kleine Haushaltung „meines ältesten Bruders auf einer Pfarre, eine halbe

---

*) Ich bemerkte ihr nemlich in meinem Briefe, vom 18. April 1811, daß ich mich nicht zu denjenigen Denkern bekenne, welche Thatsachen abläugnen, weil sie dieselben nicht begreifen können.

„Stunde von unserer Heimath, versehen. Hier drang „sich aber schon mir die Gewißheit auf, daß es Dinge „unter dem Monde gibt, von denen nichts in unsern „Schulbüchern steht.

„Meine Gesundheit litt so dabei, daß meine Mutter „mich nicht länger dortlassen wollte. Mein Vater hin„gegen munterte mich auf, Alles zu tragen, und ich trug „es. Später gestand man mir auch, daß es bei den „vorigen Bewohnern des Pfarrhauses nicht besser gewesen „sey. Mein Bruder kam bald von dort hinweg, und ich „kehrte in das väterliche Haus zurück, wo ich das Alles „rein vergaß. Im Jahr 1794 starb mein Vater, und „nach seinem Tode heirathete ich, und kam nach D. N., „wo mein Mann Verwalter der geistlichen Güter und „herrschaftlichen Domänen war. Unsere Wohnung lag „auf einem Berge, und es sind nur drei Haushaltungen „da: die des Verwalters, eines Fruchtmessers, und des „Pächters der dortigen herrschaftlichen Güter. Es war „in früheren Zeiten ein Kloster, dessen Einwohner, bei „der Reformation, auswanderten. Das Haus ist klein „und alt, aber die Natur daherum göttlich; so schön, „so lieblich habe ich sie nirgends gesehen. Wie glücklich „fühlte ich mich da! Wie froh lebte ich! Aber wie bald „ward dieses Glück gestört! Es war im Frühjahre, als „ich hinkam. Den Sommer über mußte mein Mann „oft in Geschäften abwesend seyn. Meine Hausgenossen „waren: ein Scribent, eine Nichte, damals in ihrem „zehnten Jahre, ein gar munteres liebes Kind, und eine „Verwandte, die als Magd bei uns diente. Gewöhnlich

„ging zwischen neun und zehn Uhr jedes in sein Zim-
„mer, und ich setzte mich dann noch zu einem Buche,
„und meistens, so lange es Sommer war, bei offener
„Stubenthüre. Der Raum ist sehr klein, und es stoßen
„drei Thüren und zwei Treppen, die eine von unten
„herauf, die andere auf den Speicher hinauf, im Bezirke
„von wenig Schritten zusammen. Bald bemerkte ich,
„daß in mehreren Nächten sich Jemand die sehr schmale
„Treppe, die auf den Speicher führt, wo die Nichte
„und das Mädchen ihr Zimmer hatten, herabdrängte.
„Ich achtete weiter nicht darauf, und dachte, es wäre
„das Mädchen, das an einen gewissen Ort (den Abtritt),
„dessen Eingang auf dem Platze vor der Stubenthüre
„(Hausflur) war, gehen wollte. Das Ding kam aber
„so oft vor, daß ich endlich das Mädchen fragte: ob sie
„denn alle Nacht herab käme? Sie sah mich mit einem
„düsteren Wesen an, und versicherte mich, daß es ihr
„nicht einfiele, des Nachts aus ihrem Zimmer zu gehen.
„Ich paßte also, weil ich dieß für eine Lüge hielt, auf,
„und sobald das Schleichen auf der Treppe wieder kam,
„war ich mit dem Licht da, und — fand nichts. Son-
„derbar! dacht' ich, mehr nicht. Endlich fing's vor der
„offenen Thüre an, den Boden zu fegen; ich war den
„Augenblick bei der Hand, und fand — immer nichts.
„„Sonderbar! (sagte ich einmal) das fegt und
„fegt alle Nacht, und ich sehe — Niemand!""
„Ich stand unter der Thür mit dem Licht, da klopfte es
„mehrere Male laut und stark an die Lambrie's in der
„Stube. Da sank mein Muth; ich ging zurück, machte

„die Thüre zu, und — ging traurig zu Bette. Von „dieser Zeit an wurde es immer ärger. Es kam in die „Stube; es ging in der Kammer hin und her; es „machte scheinbar die Schlösser an Commoden und Kästen „auf; aber nur, wann ich allein war. Nie konnte ich „vor fünf Uhr Morgens einschlafen. Mein Mann, dem „ich's endlich klagte, schien es nicht zu glauben, und „lachte mich aus. Endlich, da es einmal ganz deutlich „hin und her marschirte, fing er schrecklich an zu schelten „und zu lärmen, daß mir Todes angst wurde, es möchte „ihm etwas geschehen; und da gestand er endlich, daß „das Teufelszeug ihn, schon ehe ich da gewesen sey, „geneckt habe; doch so unverschämt nie, wie jetzt. Mein „Vater hatte uns in späteren Jahren endlich doch ge„sagt, daß dergleichen Dinge vorkämen, wiewohl selten, „und erzählte uns eine Geschichte, die ihm, als er noch „Hofmeister war, begegnete, beifügend, er hätte Alles „aufgeschrieben, und endlich Zeichen aufgespürt, an wel„chen er erkannte, wann es kommen würde. Hätte er „seine Thüre, die locker war, schütteln können, so hätte „er die Nacht hindurch Ruhe davor gehabt; wäre sie „aber unbeweglich geblieben, so hätte er Besuch von dem „Unsichtbaren bekommen. Ich wollte das auch wohl auf „eine Art versuchen; ich wollte den Tag, oder vielmehr „die Nacht der Woche merken, wo das Wesen am ge„schäftigsten war. Mehrere Wochen hindurch fand ich, „daß es Donnerstags war. Kaum wollte ich mich dar„nach richten, so stürmte das Teufelszeug, wie ich's „endlich oft mit meinem Manne nennen lernte, an allen

„möglichen Tagen auf mich ein, um alle meine Calculs „zu schanden zu machen. Der Winter kam, und jede „Woche wurde es ärger. Es war über unserem Schlaf„zimmer eine große Dachkammer, in der ich schwarze „Wäsche und allerlei Zeugs hatte. Da wurden nun oft „schwere Kisten mit vielem Geräusch hin- und hergezogen, „und endlich mit solcher Gewalt scheinbar aufgehoben, „und auf den Boden geworfen, daß ich, ob ich schon „wußte, daß keine dort war, doch oft glaubte, der Bo„den müßte eingedrückt, und wir todt geschlagen wer„den. Das Haus war nur einstöckig, und das Dach „ging so tief herunter, daß es sehr möglich war, hinein „zu kommen; ich lief also im Anfang allemal um Mit„ternacht oft mit dem Licht hinauf, um, wenn es Diebe „wären, sie zu verjagen; aber nie war nur das Mindeste „verkehrt oder verrückt. Das Mädchen rückte auch mit „den bittersten Klagen deßwegen heraus. Sie hatte ihre „Noth den Leuten auf dem Hofe geklagt, die ihr die „traurige Nachricht gaben, daß dieß Alles unserem Vor„fahren auf dem Platze auch begegnet wäre. Mich hielt dieß „nicht ab, bei jedem Geräusch und in jeder Stunde der „Nacht dahin, wo es sich äußerte, zu eilen, weil mir, „um meiner Ruhe willen, Alles daran lag, eine na„türliche Ursache aufzufinden; aber Alles umsonst. Ich „hielt die Sache lange äußerst geheim; allein das Ge„schwätz der Mägde, die fast nicht mehr bleiben wollten, „machten es laut; und einige Personen aus dem Dorfe, „und selbst die Wittwe eines vorigen geistlichen Ver„walters, versicherten uns, daß ich mir nur vergebliche

„Mühe geben würde, einen natürlichen Grund des „Spektakels aufzufinden. Mein Bruder, dem wir endlich unsere Noth klagten, mißbilligte mein Nachforschen „in jeder Stunde der Nacht sehr, weil ich mich, im „Fall, daß es, wie ich oft vermuthete, böse Menschen „wären, die uns schrecken wollten, ja der größten Ge„fahr aussetzte. Aber dafür sorgte ich doch auch; ich „nahm immer einen Hund mit.

„Es war ein finsterer Gang im Hause, von dem fast „immer der Lärm ausging, und der also allemal der erste „Gegenstand meiner Untersuchungen war. Einen Hund „brachte ich nie weiter mit mir, als an den Eingang „dieses Ganges. Ein treuer Pudel, den ich später hatte, „ging einige Schritte weiter; aber nie bis an das Ende „des Ganges; dorthin mußte ich allein gehen *).

„Ich kann Ihnen die tausendfältigen Aeußerungen des „Dings nicht alle erzählen. Manchmal war es, als ob „eine Pulvermine unter uns losginge; die Wände schie„nen um uns zu zittern. So hob's einmal den Stuhl, „auf dem ich saß, mit mir auf. Manchmal schien's „einen Korb voll Zinngeschirr vor mich hinzuwerfen. Es

*) Genaue Beobachter der Natur haben sich durch viele Erfahrungen überzeugt, daß gewisse Thiere, z. B. Pferde und Hunde, Gegenstände sehen, die der Mensch, im gewöhnlichen Naturzustande, nicht sieht, ob er gleich die Wirkungen unsichtbarer Wesen bemerken kann. Man kann sich sogar solcher Thiere bedienen, um die Orte auszuspähen, wo sich solche Wesen vorzüglich aufhalten.

„schoß Flinten ab. Ein Scribent, den wir hatten, und „der es mir immer auszureden suchte, gestand doch eines „Morgens: er könne es nicht mehr läugnen, er hätte „auch einen Schuß gehört*). Die Küche lag am Schlaf„zimmer, da war nun oft ein Wesens, ein Aufwaschen, „ein Herumwerfen von Geschirr und Holz, als ob Alles „zerstört würde. Ich stand dann immer fest an der Thüre, „den Drücker in der Hand; und wenn es am ärgsten „war, riß ich die Thüre immer auf, und fand — „nichts, nicht das Mindeste. Wäre nur ein Koch„löffel am Boden gelegen, ich hätte mich überredet, „meine Einbildung hätte das Uebrige hinzugethan. So „wurde ich auch heimgeschickt, wenn es dem Unsichtbaren „beliebte, einen Brand zu figuriren. Das erstemal saß „ich zwischen zehn und eilf Uhr Abends noch an meinem „Spinnrade, und mein Mann neben mir, als ein Pras„seln, Knistern und Sausen, als ob Alles im Feuer „stände, sich an der Stubenthüre erhob; es war desto „unerwarteter, als unsere Leute noch nicht eine Viertel„stunde sich entfernt hatten. Sie können sich vorstellen, „mit welchem Entsetzen wir die Thüre aufrissen; aber

*) Solche Flintenschüsse kommen auch in der seltsamen Geschichte der ehemaligen französischen Schauspielerin Hippolyt Clairon vor, deren Erzählung uns Herr v. Meyer mittheilt in den Blättern für höhere Wahrheit. Neue Folge, erste Sammlung. Berlin 1830. 8. Nr. XI, und in der Geschichte, der zweiten Sammlung der Blätter aus Prevorst S. 86.

„da war — Gott Lob! nichts. Kaum hatten wir uns „wieder gesetzt, so begann das Nämliche wieder; ich stellte „mich an die Thüre, und als es am ärgsten war, riß „ich sie wieder auf, und sah — nichts. Oft schien „etwas die Thürschwelle ausgraben zu wollen; es dröhnte, „ächzte und stöhnte in schwerer Arbeit, und immer hatte „mein Belauschen und Schnellaufmachen denselben nichtigen Erfolg. So habe ich mir tausendmal vergebliche „Mühe gegeben, es zu überraschen und einmal zu sehen. „Nur einmal wurde mir's so gut, wenn man dieß so „nennen will. Wir hatten Winters oft Lichtgang (wie „man die Besuche in Winternächten bei uns heißt); ich „mußte also später, als um zehn Uhr, noch Wein holen. „Ich war kaum auf den ersten Stufen der Kellertreppe, „so erblickte ich eine colossale kohlschwarze Menschenfigur, „die von der Seite des herrschaftlichen Kellers quer „durch unsern Keller schwebte. Ich kann so bestimmt „nicht sagen, wie mir war; doch blieb ich stehen, und so „bald jene Figur in die entgegengesetzte Seite verschwunden war, ging ich vollends hinunter und holte den „Wein; aber nie, so oft ich auch um diese Zeit hingehen „mußte, habe ich je noch etwas dergleichen gesehen. Die „Figur berührte den Boden nicht. Die zweite und letzte „sichtbare Erscheinung, die der Unsichtbare bewirkte, war „eine Feuerflamme, die ich einstens, da ich mich zu Bett „legen wollte, mit ungeheuerem Schrecken erblickte, weil „ich glaubte, der Vorhang brennte, indem ich einen Vorhang hinaufflammen sah. Ich war aber bald beruhigt, „und erkannte dieß Phänomen für einen Spuk, den sich

„der Unsichtbare auf meine Kosten erlaubte, und legte „mich ruhig nieder; aber so wohlfeilen Kaufs kam ich „doch nicht davon; ein furchtbares Geheul floß von der „Decke des Zimmers neben mir herab, und verlor sich „endlich gegen den Boden. Ich gestehe Ihnen gern, daß „von allen sonderbaren, oft gräßlichen Scenen mir das „Geheul, das oft neben mir tönte, die schauerlichste „war; es schien mir das jämmerliche Zeichen des Zu„standes des Armen. O, Gott! wie elend mögen solche „Wesen seyn; denn leider habe ich oft, wenn's so gar „toll herging, und ich keine Ruhe hatte, den Unsicht„baren ausgescholten, und gesagt: „Hättest du besser „gelebt, so müßtest du jetzt nicht noch da seyn.„ So weit „kam's noch mit mir, die doch bei den zornigen Wor„ten, die mein Mann gegen ihn ausstieß, bebte. Auch „ich rief oft, wenn der Unsichtbare schien das Nachtlicht „auslöschen zu wollen, drohend: „Untersteh' dich! Pack' „dich fort! der Herr beschützet uns!„ Oft zwitscherte „es an unseren Betten auf eine häßliche Art, wie wenn „mehrere Personen mit einander sich zankend unterhiel„ten; wodurch wir im Schlafe gestört wurden. Manch„mal klopfte es, wie mit einem Stecken, auf den Bett„himmel meines Gatten, dem es am meisten auffäßig „zu seyn schien. Manchmal, wenn ich am Spinnrade „saß, strich es mir, schnurrend, wie eine Katze, um meine „Füße herum.

„Zwölfthalb Jahre war ich unermüdet, in dieser „sonderbaren Angelegenheit mehr Licht zu finden, und „suchte vergebens. Aber dort, wo schon so viele meiner

„Theuren, Ihr allgeliebter Vater, seine würdige Gat-
„tin und sein kostbarer Bruder sind, dort werde ich
„finden, was ich hier ahnete, aber vergebens suchte.
„Gewiß, theurer Freund! sind Sie meines Geschwätzes
„müde, und bereuen vielleicht schon längst, daß Sie sich
„an mich gewendet haben. Doch kann ich Sie versichern,
„daß ich Ihnen noch nicht Alles umständlich erzählt habe,
„Sie hätten sonst vielleicht das Blatt weit weggeworfen;
„aber daß ich für das, was ich gesagt habe, nicht nur
„drei Finger aufheben, sondern auch ruhig darauf ster-
„ben kann, das versichere ich Sie. Von Jungs Schrif-
„ten habe ich die weise Frau und die Scenen aus
„dem Geisterreiche gelesen, die letzten aber nicht
„zu meiner Beruhigung. Gott! was legt der Mann uns
„noch für Prüfungen auf! Erlauben Sie mir, hier die
„Meinung meines Bruders hinzu zu setzen in Rücksicht
„auf Jungs Seelenlehre. Jener sagte mir: „Jung
„hat einer sehr guten Sache einen sehr schlech-
„ten Dienst gethan. Man muß seine unge-
„heure Phantasie bewundern, aber lieben
„kann man sie nicht.“ Jetzt erlauben Sie mir noch
„einige Worte von meiner eigenen Lage. Im Frühjahr
„1805 starb mein Mann, der beinahe ein halbes Jahr
„krank war. Durch seine Pflege ganz erschöpft, fiel ich
„bald nach seinem Tode in eine schwere langwierige
„Krankheit. Zween Brüder, die hier wohnen, der K. S.
„und der A. S., bestimmten mich, meinen künftigen
„Aufenthalt hier zu nehmen. Ich erfuhr durch meinen

„Bruder den Tod Ihrer mir so werthen Anverwandten...„
„Würdigen Sie auch künftig Ihrer Gewogenheit

Ihre
dankbar ergebenste Dienerin,
K. H.,
Geistl. Verwalters-Wittwe.“

„N. S. Noch einige Wünsche erlauben Sie mir; „wäre mir möglich, oder zu hoffen, Sie oder Jemand „aus Ihrer geliebten Familie hier zu sehen, wie viele „Erfahrungen ließen sich noch mittheilen! Sie wenig„stens sind nicht sicher, daß ich einmal, wenn's immer „möglich ist, Sie heimsuche, um Theil an Ihren Kennt„nissen und Erfahrungen in dieser sonderbaren Sache zu „nehmen, die, so sehr sie auch als Thorheit ge„achtet wird, doch so groß ist.“

Auf dieses Schreiben antwortete ich den 7. October 1811 mit Dank für die mitgetheilte Gespenstergeschichte, und gestand, daß meine jugendlichen Zweifel gegen die objective Realität solcher seltsamen Begebenheiten auf dem Grundsatze beruheten, daß nur diejenigen Gegenstände Eindrücke auf unsere sinnlichen Organe machen könnten, die man in der Naturkunde Körper nennt, sie mögen auch noch so fein und einfach seyn, als das Licht, — die elektrische, magnetische, galvanische, gasartige Materie, daß aber etwas Nichtmaterielles, Geistiges solche grobkörperliche Wirkungen hervorbringen könne, dieß überstiege meine Fassungskraft; ob ich gleich dem genialischen Kant zugeben müßte, daß ich ja eben so wenig begreifen könnte, wie meine

Seele, mein Ich, meinen Arm in Bewegung setzen kann, ich auch nicht läugnen könnte, die verborgenen Ursachen der mir erscheinenden Wirkungen in der Körperwelt, welche Ursache die Philosophen das Ding an sich nennen, mit allen Sterblichen nicht zu kennen; es bliebe mir daher nichts übrig, als diese Sache, ohne deren Realität widerlegen zu können, bis mehr Licht darüber verbreitet werden würde, als ein Räthsel, das noch nicht aufgelöset ist, auf sich beruhen zu lassen; ob ich gleich, so widersprechend es auch scheinen mag, an der Wahrheit der mir von meiner Freundin erzählten zwölfthalbjährigen Erfahrungen nicht einen Augenblick zweifeln, oder dieselbe, bei so reifen Nebenbeobachtern, als etwas der Individualität der Erzählerin Eigenthümliches, was die Philosophen Subjectivität heißen, zuzuschreiben mich getraue. Jedoch bleibe immer die Frage äußerst schwierig: welchen Zweck solche Spukereien haben sollten? Ich begehrte auch noch historische Notizen und Sagen über das Kloster, über den Nachfolger im Amte ihres verstorbenen Gatten, und legte folgende Fragen vor: Ob der Spuk noch fortdauere? Ob Zwischenräume zwischen den Scenen, und wie große, sich vorfanden? Wie die nach D. N. gesandte Commission die Sache befunden? Ob man nicht genauer erfahren könnte, — in welchem Orte der Bericht derselben hinterlegt sey? Die Antwort meiner Freundin aus C. vom 20. Juni 1812 zeigte mir eine Kette von Unglücksfällen, die es ihr unmöglich machten, meine Wünsche in genauer Beantwortung meiner Fragen zu erfüllen. Meine Antwort

vom 14. September 1812 enthielt blos Trostgründe über ihre kummervolle Lage. Um den Verlust der bestimmten Antwort auf meine vorgelegten Fragen einigermaßen zu ersetzen, erhielt ich eine kleine Episode in einem Briefe aus C. vom 22. December 1812, in welchem sie Folgendes meldet:

„Ich muß Ihnen doch einige Erfahrungen in derglei„chen Dingen (Geistererscheinungen) während meines „Aufenthalts bei meiner Nichte im A. L. mittheilen. Das „Pfarrhaus (ihr Gatte war Pfarrer daselbst) liegt so ein„sam zwischen Bergen und Waldungen, daß ich Besorgniß „wegen Einbruch äußerte. Meine Leutchen versicherten „mich aber, daß so Etwas nicht zu besorgen wäre, weil all„gemein angenommen sey, daß Geister ihr Wesen darinnen „hätten; diese Meinung hätte, wie ihnen schon mehrere „Personen erzählt, ein vor vielen Jahren da gewe„sener, gar nicht exemplarischer Pfarrer, durch manche „Gaukeleien, die er den Pfarrkindern vorgemacht, be„stätigt zu haben geschienen. Da also die Leute selbst dieß „wissen, sagte ich, nemlich, daß der Pfarrer sie geäfft „habe, so könnt ihr von dieser Volkssage wenig für eure „Sicherheit vor Dieben hoffen. Mir fiel also gar nicht „ein, daß wirklich Etwas an der Sache wahr seyn könnte; „und ich war so ruhig darüber, als man seyn kann. Und „doch mußte ich hier einige Erfahrungen in diesem Fache „machen. Ich hörte einmal, da ich schlaflos da lag (mein „Zimmer war im zweiten Stockwerk und neben daran ein „Zimmerchen für die Magd), Jemand ganz deutlich von „der geschlossenen Thüre her durch mein Zimmer gehen.

„Da es nicht ganz finster war, sah ich mich um und fragte: „Wer ist da? Aber es war nichts zu sehen, noch zu „hören. So kam es drei- bis viermal. Alle Nachsuchung „war vergeblich, es konnte auch Niemand hereingekom- „men seyn. Das Ding war mir ungelegen, und ich „that endlich, was Sie vielleicht nicht billigen werden. Ich „bat Gott laut, mich mit diesen Plagen zu verschonen. „Wenn Sie, bester Freund, wüßten, wie sehr meine „Geisteskräfte durch die vielen Erfahrungen dieser Art „gelitten haben, so würden Sie mir wohl verzeihen, daß „ich mich, besonders in einem Hause, wo ich nicht zu blei- „ben hatte, keinen neuen Erfahrungen aussetzen mochte; „auch wurde ich von da an ruhig gelassen. Nur noch „zweimal geschah es am hellen Tage, daß, wenn ich die „Treppe aus dem untern Hause heraufging, jemand sehr „deutlich neben mir herging, und, wie schnell ich mich auch „umsah, doch Niemand da war. Wir hatten einmal auf „einige Tage Besuch von einer Bekannten, ich überließ „ihr mein Zimmer und schlief in einem daneben. Diese „fragte mich den dritten Morgen, an welchem sie da war, „ob ich heute Nacht durch ihr Zimmer geschlichen wäre? „Ich versicherte sie, der Wahrheit nach, daß ich nicht aus „dem Bette gekommen wäre. Sie versicherte aber eben- „falls, daß Jemand durch ihr Zimmer gegangen, und „ich gestand ihr endlich, daß es mir auch schon geschehen „wäre."

Dieses Schreiben beantwortete ich kürzlich den 28. Hornung 1813. Ich dankte ihr für die fortgesetzte Mitthei-

lung ihrer Erfahrungen aus der übersinnlichen Welt, und gab ihrem Gebete, daß der Herr sie mit solchen Prüfungen verschonen möchte, vollen Beifall; indem ich die Wirksamkeit eines solchen Präservatifs aus mehreren anderweitigen Erfahrungen kannte. Ich theilte ihr auch meine jetzigen Ansichten über die Geisterkunde mit, die ich hier übergehe, da sie von mehreren geschickteren Federn schon öfters öffentlich dargestellt worden sind, und meine Stimme zu unbedeutend wäre, um den Glauben an Gegenstände zu vermehren oder zu vermindern, welche auf Thatsachen beruhen, die jeder das Recht hat zu glauben oder zu verwerfen: ob es gleich sehr unhöflich wäre, um nicht mehr zu sagen, die Vermuthung zu äußern, daß eine verständige Person mehr als den sechsten Theil ihres Lebens mit ihrem Gatten und einem Theile ihrer Umgebungen in einer Art von Wahnsinn zugebracht haben könnte. Ein von Philosophen und Theologen eingestandener Satz, daß, was der Mensch hier säet, er in einer andern Welt ärndten werde, mag übrigens den besten Schlüssel zu einer Theorie der Geisterkunde darreichen.

In einem Briefe aus C. vom 7ten April 1813 dankte mir meine Freundin für meine Bemerkungen. Was aber die versprochenen Zusätze zu der erzählten großen Gespenstergeschichte anlangt, so sagte sie: „Schwerlich werde „ich sobald das Glück haben, Sie zu sehen: denn, lei„der, liegt der nahende Sommer schwarz und Gewitter „drohend vor uns." (Sie deutete auf den Krieg der Alliirten gegen Frankreich.) „Ich will aber suchen, jene

„rückständigen Ereignisse, die Sie zu wissen wünschen, „nach und nach aufzuschreiben, und Ihnen mitzutheilen."

Durch mancherlei Umstände wurde von jetzt an unser Briefwechsel unterbrochen bis den 8ten September 1818, da ich meiner Freundin wieder schrieb. Ich erinnerte sie an den versprochenen Nachtrag zur O. N. Geschichte und an die ihr in meinem Briefe vom 7ten October 1811 vorgelegten Fragen, besonders auch, ob denn gar keine Hoffnung da sey, den Bericht der von höchster Behörde abgesandten Commission über diese Sache zu erhalten, worin viele mir nicht angegebene Ereignisse des Spukgeistes sich befinden sollen? Ich begehrte auch Nachricht über einige magnetische Seher und Seherinnen ihrer Gegend. Hierauf erhielt ich ihre letzte Antwort aus C. vom 27. September 1818, worin sie über Altersschwäche klagt, die ihre Feder lähme und von Unglücksfällen in ihrer Familie spricht. Ueber die Nachfolger in der geistlichen Verwaltung zu O. N. ertheilte sie einige wenige Angaben, die aber zu keiner Publicität geeignet sind. Doch bemerkte sie, daß der Nachfolger ihres verstorbenen Gatten nur eine kurze Zeit im Amte blieb und eine andere Stelle erhielt; dann wurde das Haus einem alten Pensionnär überlassen, der auch nur kurze Zeit daselbst blieb, und von welchem man nichts weiter erfahren hat. Hierauf wurde der Dienst von C. aus versehen.

Im Jahr 1815 versicherte mich Mademoiselle L. von C., Schwester eines angesehenen Handelsmannes in M., daß Hr. S., der erste Nachfolger des verstorbenen Gat=

ten meiner Freundin, ebenfalls sich bei seinen Freunden beklagt habe, von dem Gespenste in D. N. geplagt worden zu seyn, ob er gleich aus Klugheit, um seinen Wohnort nicht in ein übles Gerücht zu bringen, gegen fremde Personen sehr zurückhaltend über diesen Punkt gewesen seyn, und den Seinigen dieselbe Klugheit anempfohlen haben soll. Ungefähr 8 Jahre später machte ich die persönliche Bekanntschaft dieses Hrn. S., eines sehr verständigen und geschickten Mannes. Er schien auch gegen mich so ziemlich zurückhaltend zu seyn. Jedoch da er merkte, daß mich die Spukereien in D. N. sehr interessirten, noch mehr aber seine sehr gebildete Familie, so gestand er mir, ein Klöpfeln an dem Getäfel der Zimmer und ein Werfen, wie mit Erbsen*) gehört zu haben. Ich habe ihm auch verschiedene historische Notizen über D. N. zu verdanken. Dieser Herr hat nach einiger Zeit S. verlassen und hat die Stelle eines Domänenverwalters in R. erhalten.

---

*) In der berüchtigten Wohnung zu D. N.

Recension.

Schlüssel zur Geisterwelt, oder die Kunst des Lebens. Von J. Kernning. Leipzig und Stuttgart, J. Scheible's Verlagsexpedition. 1833. 248 S. 8.

Recensent kennt den Verfasser nicht, weiß nicht, ob der Name J. Kernning ein wahrer oder angenommener ist. Er kann nur sagen, welchen Eindruck das Buch auf die meisten Leser machen muß; nämlich den einer hypotetischen Speculation oder eines philosophischen Romans. Andere möchten wohl gar eine Mystification darin finden; allein dafür enthält das Buch zu viel Ernst und Wahrheit, und jeder Schriftsteller hat billig die Vermuthung für sich, daß er es aufrichtig meine. Indessen ist es auffallend, wenn man in der Vorrede liest: „Die geschichtliche Form, welche zu dieser Aufgabe gewählt wurde, schien in jeder Beziehung die zweckmäßigste, weil die Geschichte, indem sie als erklärendes Gleichniß dasteht, zugleich ein Zeugniß der vorhandenen Eigenschaften und der Möglichkeit ihrer Anwendung gibt;" und den Zusatz:

„Die Begebenheiten sind aus sichern Quellen gezogen, und lassen in Hinsicht ihrer Wahrhaftigkeit keinen Zweifel übrig." Hiebei wird man fragen, warum der Verf. diese Quellen nicht angegeben hat. Zwar die erste Geschichte, Krz. überschrieben, ist eine Privatgeschichte, die aus Privatmittheilungen stammen kann *); aber die zweite: Blicke ins siebenzehnte Jahrhundert, die weitläufigste, erwächst aus einer Gelehrtengeschichte zu einer lauten Stadtgeschichte, die irgendwo verzeichnet seyn müßte, und wobei nach so langer Zeit kein Grund war, Namen zu verbergen und unvollständig anzugeben (wenn es nicht Hieroglyphen seyn sollen?), endlich die dritte: Blicke ins dreizehnte (und wie das Druckfehlerverzeichniß hinzusetzt: und vierzehnte) Jahrhundert, wird aus einer Rittergeschichte zu einer Reichsgeschichte, und auch hier sind die Namen nur angedeutet, und nirgends ein Citat oder ein Beleg, woran man sich der Wahrheit erholen könnte. Alle diese Geschichten müssen aber um so gewisser Dichtung enthalten, weil sich darin ausführliche Gespräche finden, von einerlei Styl, weder von innen noch von außen mit einem urkundlichen Gepräge versehen. Wollte also, wird man sagen, der Verf. die aufgestellte Theorie in historische Gewänder kleiden, so erforderte der Glaube, den er anspricht, und die Heiligkeit der Sache, daß er die

*) Diese Geschichte enthält die zum Roman gemachte Geschichte eines jungen Schreiners, Namens Lauser, aus Stuttgart. K.

erfundenen Novellen als solche gab; sind es aber wahre Begebenheiten, so durfte er sie um keinen Preis verändern oder verschönern, sondern mußte neben die Documente sein Gutachten nach Belieben in dialogischer oder monologischer Form setzen; denn nun mißtrauen wir den Erzählungen, der Theorie, und, was das Schlimmste ist, der Meinung des Schriftstellers.

Es ist wahr, wird man hinzu setzen, daß ein solches Apokryphon (um nicht pia fraus zu sagen) aus guter Absicht entstehen kann. Jemand erinnert sich, daß ihm einst eine gute Ermahnungsrede aus der Feder eines frommen Predigers zu Gesicht gekommen, welcher derselbe die Gestalt einer Epistel des heil. Paulus gegeben hatte. Er rieth, um der Form willen, dringend ab, das Manuscript in die Welt zu schicken, und einen gleichen Rath würde er auch unserm Verf. ertheilt haben. Denn dieser muß nun schon einsehen, daß „die Begebenheiten hinsichtlich ihrer Wahrhaftigkeit großen Zweifel übrig lassen.“ Soll hiebei nur an die innere Wahrhaftigkeit vermöge der darin enthaltenen Lehren oder auch einzelner wirklichen Thatsachen gedacht werden, so ist der Ausdruck viel zu unbestimmt, und die Versicherung wird hierdurch zur Unwahrheit. Sint proxima veris — die Regel der Dichtkunst thut's bei Untersuchungen über die Wunderwelt nicht, sofern das Erzählte beweisendes Beispiel seyn soll.

Die Aufgabe selbst ersieht man aus dem Anfang der Vorrede: „Die Zeit verlangt über das Wesen der Geisterwelt in Kenntniß gesetzt zu werden, denn seit Jahren

wird darüber gesprochen und geschrieben. Wie wenig genügend die Aeußerungen der Somnambulen und die Geisterseheréien nervenschwacher Mädchen und Frauen seyen, erfahren wir täglich, denn es geht aus allen ihren Erscheinungen und Erklärungen keine positive Wahrheit hervor. Keine von allen ihren Wahrnehmungen erhebt sich über ihre beschränkten Meinungen und über die Vorurtheile der Gegend und des Orts. Aus diesem Grunde sah sich der Verfasser veranlaßt, die Sache näher zu beleuchten und von einem Standpunkt aus zu betrachten, wo die Gesetze der Vernunft nicht Noth leiden, sondern ein höheres Gebiet für ihre Thätigkeit gewinnen."

Der Verf., wiewohl er nachher sagt: „Es ist hier nicht die Absicht, zu tadeln oder vorzugreifen ꝛc.," verwirft hier doch wirklich mehr, als er sollte, erhebt sich mit Unrecht über Erfahrungen, die uns zur Anregung, zur Lehre und zur Unterscheidung, als roher Stoff, gegeben sind, verallgemeinert aus Unkunde ihre Gebrechen, und stellt ihnen eine Thesis entgegen, die ihnen gar nicht zuwider ist; denn auch sie sind, bis auf die einzelnen offenbaren Irrthümer, von einem Standpunkt aus zu betrachten, wo die Gesetze der Vernunft, wofern sie in ihren naturgemäßen Schranken bleibt, und sich den Gesetzen eines höhern Gebietes unterwirft, in das ja der Verf. einführen will, nicht Noth leiden. Indessen wollen wir weiter sehen.

Er sagt noch mehr: „Wahrheit aber ist nur möglich, wenn derjenige, welcher sie Andern mitzutheilen sucht, solche selbst empfunden hat, und auf der Stufe steht,

wo die Erscheinungen der Geisterwelt sich offenbaren und ihm Materialien zu neuen Begriffen und Denkformen geben. Die reine Wahrheit erfordert die höchste Unmittelbarkeit; nur das offene Ohr kann die Harmonie der Töne vernehmen, nur wer im Reiche des Geistes selbst Erfahrungen gemacht hat, kann darüber Grundsätze aufstellen, und so erscheint dieß Werkchen nicht sowohl zur Beurtheilung, als vielmehr zur Belehrung für diejenigen, denen es Ernst ist, über den Zweck des menschlichen Lebens ins Klare zu kommen."

Wären die Erzählungen nicht ungewissen Ursprungs, so könnten „diejenigen, welche im Reiche des Geistes selbst Erfahrungen gemacht haben," die darin handelnden Personen seyn. So aber muß, wird man behaupten, der Verf. selbst für einen solchen gelten, und in diesem Fall würden wir ihm Dank wissen, wenn er die eigenen Erfahrungen, deren er sich rühmt, so weit sie mittheilbar sind, angedeutet, und sie wenigstens nicht stillschweigend mit Dichtungen vermischt hätte, weil es für den Unkundigen allzu schwer ist, aus einem solchen Gemenge sichere Belehrung zu schöpfen, und es weder klug noch recht ist, den Kundigen die zuverlässige Grundlage der Beurtheilung zu entziehen. Denn auch der Kundige, der nicht allwissend ist, bedarf constatirter Thatsachen, seine Kritik ist allerdings zu täuschen, weil der Bezirk der Möglichkeiten ins Unendliche reicht, und nur seine Grenze findet, wo entweder eigene Erfahrung oder die von Gott geoffenbarte Lehre und geschenkte Erleuchtung ihm solche anweist. Eine Absicht, zu täuschen,

möchten wir aber dem Verfasser nur sehr ungern zuschreiben.

Indessen will Rec. für sein Theil dem Verf. seine Ironie gern zu gut halten. Eine solche ist hier offenbar gebraucht. Jeder Verständige soll von selbst einsehen, daß die Geschichten, wie sie da geschrieben stehen, nicht vollständig wahr seyn können, daß es nur Paradigmen für die Exposition sind, daß es Symbole sind, nach Erfahrungen geformt und damit durchwoben, daß ihre Aufstellung vielleicht auch dienen soll, die Meinung und Persönlichkeit des Verf. zu verhüllen.

Fassen wir nun das Ganze des Buches ins Auge, so ist das Strebeziel, auf welches darin hingewiesen wird, edel und wahr; es bleibt es auch dann, wenn der Verf. die Erfordernisse der Anleitung falsch begriffen, wenn er Unrichtigkeiten eingestreut, ja, was am allerwenigsten zu hoffen oder zu wünschen ist, wenn er nur ein schriftstellerisches Spiel getrieben hätte.

Der Verf. legt mit Recht den Satz zu Grunde, der Mensch sey in höchster Vollkommenheit (das kann jedoch nur heißen: der Anlagen) aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und habe sich von seinem Urzustande getrennt, der ihm die Gemeinschaft mit Gott und allen Geistern zum Lebensziel gesetzt habe. Er setzt hinzu, diese höhere oder außersinnliche Welt schließe sich Jedem auf, der unbefangen suche, der nicht geblendet sey vom Dünkel der Schulweisheit und selbstgemachter Tugend; um dieser Verblendung zu entgehen, soll sich der Mensch als selbstständiges Geschöpf betrachten, das eigene, freie

Erkenntniß habe, und nicht erst bei Andern das Ziel seines Daseyns suchen müsse; und diesen freien Zustand werde er erringen durch Selbstgebrauch seiner Kräfte, durch Insichschauen in seines Lebens geheimste Werkstätte, und durch das Erkennen der Wirkungen, die daraus entspringen. — Wir geben dieses Alles unter den erforderlichen Bedingungen zu, die vornehmlich in dem Beruf und Willen Gottes bestehen, sodann in den verschiedenen Graden und Arten der Geistesfreiheit und der Gaben, in der verordneten Zeit des Wachsthums und der Reife, und in der entschiedenen Abhängigkeit von dem, was von Gott ausgegangen ist, nämlich von seinem Wort. Denn nur, „wenn euch der Sohn frei macht, seyd ihr recht frei, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8, 36. 32.), und es sind mancherlei Kräfte u. s. w. Wer das Maß, die Zeit und das Fach seines geistigen Berufes eigenwillig überschreitet, geräth in Vorwitz.

Die Bestimmung des Menschen, heißt es ferner (S. 7), ist geistiger Natur und kann nicht im Sichtbaren erreicht werden. Die Zukunft ist des Menschen Ziel. Für die Geisterwelt ist der Mensch geboren, nur in ihr kann er erreichen, was seine Seele begehrt: ein bleibendes Daseyn in ununterbrochenem Frieden. Ewige Dauer im seligsten Genusse des Lebens ist daher die Bestimmung des Menschen, welche er nur in der Geisterwelt suchen und finden kann. — Dieses Ziel soll, auch nach des Verf. Meinung, den Menschen keineswegs von seinem irdischen Tagewerke abhalten, sondern ihn nur besser dazu befähigen.

Er soll in ihm die Kräfte geltend machen, die jene freie Erkenntniß ihm erwirbt. So bestimmt, wüßten wir nicht, was gegen diese Richtung auf die Geisterwelt zu erinnern wäre, da der Mensch, er mag wollen oder nicht, früher oder später aus der vergänglichen Körperwelt und dem zeitlichen Geschäfte in die ewige Welt der Geister hinüber muß, und es nur darauf ankommt, daß er dort auch den Frieden und den seligen Genuß des Lebens findet, den die heil. Schrift ihm hier schon voraus im Glauben und in der Hoffnung zusichert. Daß ein jeder fromme Christ hier mit der seligen Geisterwelt befreundet ist, die sein ewiges Erbtheil werden soll, daß kein Mensch außer Zusammenhang mit der Geisterwelt seyn kann, wovon er ja einen Theil in sich trägt, wer will es läugnen? Ob man nähere Wahrnehmung von ihr vor dem Tode haben kann, das ist die Frage, und sie beantwortet sich schon durch jedes besondere Geschick, durch jede Rührung des Gebets; warum sollte sich der Vorhang für Einzelne nicht auch weiter heben können?

Der Verf. setzt nun aber (S. 9) fest, der Mensch könne außer sich nicht in die Geisterwelt eindringen, er müsse in sich gehen und daselbst ihren Geist belauschen; wovon wenigstens so viel wahr ist, daß ohne Anregung des innern, geistigeren Sinnes, auch keine äußere Erscheinung aus der Geisterwelt sich uns wahrnehmbar machen kann, wie die Erscheinungen der Körperwelt von den äußern Sinnen ohne Weiteres aufgefaßt werden. Daher ist es sehr natürlich und begreiflich, daß bei verschlossenem innern Sinn keine Wahrnehmung Statt hat. Als ersten Beleg zu dem

ausgesprochenen Satz gebraucht der Verf. den Magnetismus, „welcher die Behandelten in einen Zustand versetzt, der dem äußern Sinnenleben gerade entgegen ist" — wobei „sich zwei Ich zeigen, ein Aeußeres und ein Inneres." Er stehe aber noch sehr unvollkommen da, weil wir seine Erscheinungen nur an Kranken und Schwachen beobachten. „Wenn die Zeit kommt," heißt es, „wo der Mann in den magnetischen Zustand versetzt wird, dann können wir Entdeckungen erwarten, die alle jetzige weit hinter sich lassen. Der Mann ist geboren zu leuchten, in ihm muß sich die Würde der Menschheit herstellen, und dieses ist nur möglich, wenn er jenen geistigen Zustand erringt, in welchem er die Bedingungen des Lebens erfahren und mittheilen kann. Noch mehr! der Mann als selbstständige Kraft, auf den kein Anderer mehr einwirken kann, muß sich selbst in den Zustand des Magnetisirten versetzen und davon befreien können, wie es die Umstände erfordern; nur dann ist er im Stande, eines mit dem andern zu vergleichen und ein sicheres Urtheil zu fällen Nun fragt es sich: ob es nicht möglich wäre, sich den magnetisirten Zustand als bleibend vorzustellen, so daß der Mensch mit seinem innern Ich dächte und beschlösse, und daß äußere nur zu groben Verrichtungen gebrauchte? Eine solche Lebensansicht würde uns auf einen Standpunkt stellen, wo manche Erscheinung sich aufklärte, die wir mit der gewöhnlichen Schulgelehrsamkeit nicht zergliedern können. Ja, der Mensch stünde auf diese Art ganz als eigene Gattung da, [als ein Wesen] dessen Bedürfnisse aus dem Geist entspringen und dem die Thiernatur als Unterlage

diente, um seine geistigen Kräfte darauf zu bearbeiten. Hier sind wir auf dem Punkte, wo so Viele in Verwirrung gerathen, weil sie von jenem Zustande allzuweit entfernt sind, und dennoch beruht auf der Annahme desselben die Enthüllung aller Geheimnisse, auf die die Geschichte uns hinweist, und welche die Bibel zu einem göttlichen Buche erheben. Was lehrt uns Christus anders, als in den Geist zu kommen und das verlorene Paradies wieder zu gewinnen? Jener Zustand ist Geist, und — ist das verlorene Paradies. Im Geiste seyn, in ihn kommen, in ihm leben, sind die Bezeichnungen aller jener erleuchteten Männer, die mit den Kräften ihres innern Lebens die Schöpfung durchschauten und in die Zukunft blickten" ꝛc.

Ueber diese Cardinalstelle wäre Folgendes zu erinnern. Da der Mensch ein doppeltes Ich hat, so kann im Magnetismus bei der Krankheit und Schwäche des äußern, alsdann unthätigen, das innere eine gesunde Wirksamkeit beweisen, die sich denn der Erfahrung nach auch auf das äußere verbreitet. Nothwendig ist dieser praktische Gegensatz nicht, aber so möglich, als bei äußerer Gesundheit auch die innere ist, ebenso und noch möglicher insgemein ist jenes umgekehrte Verhältniß, weil das äußere Ich, das normal gesunde, hindernd, hemmend und bedrückend auf das innere wirkt, und wenn letzteres unabhängig von ihm geworden, sich seine Flügel frei entfalten können, ungesehen, wie das äußere sich befindet. Der Verf. sagt selbst (S. 13): „Mit dem innern Ich ging der Mensch aus der Hand des Schöpfers, das äußere hat die Welt ihm gegeben; und wie mächtig dieses auf ihn wirkt, läßt sich

daraus schließen, daß die meisten Menschen keine Spur, sogar keine Ahnung eines innern, geistigen und freien Lebens mehr haben." Eine absolute Gesundheit oder Freiheit des Innern ist darum bei den Magnetisirten oder andern Ekstatischen keineswegs vorauszusetzen, sonst wären Alle, die auf solche Weise im Geist sind, auch gleich hellsehend, wären ganz heilig, wären allwissend, und übersprängen das Gesetz der Natur, das auch das Gesetz des Paradieses war, und Wachsthum, Reife heißt. Es gibt aber außer den kranken Magnetisirten auch wirklich gesunde Seher und Seherinnen, die letzte Zeit hat dergleichen Beispiele gebracht, und ihr entzückter oder klarsichtiger Zustand kam von religiöser Anregung oder Einsegnung. Auch diese waren nicht unfehlbar, hatten zuweilen ihre eigenen Fächer des Sehens, z. B. Heilmittel zu verordnen, während andere in die Zukunft, andere ins Ueberirdische sahen. — Warum aber nur der Mann, und nicht auch das Weib? Es sind Männer magnetisch und ekstatisch geworden, wie schon bemerkt; aber die weibliche Natur hat sie wegen ihres zartern Nervenbaues und größern Empfänglichkeit bis jetzt überboten. Stellen wir uns den paradiesischen Zustand vor, welchen der Verf. meint, wo der Unterschied der äußern Organisation weit mehr in seiner nachtheiligen Wirkung verschwinden, wenn nicht gar aufgehoben seyn würde, so würde Mann und Weib auf gleiche Weise, d. i. schlechthin als Mensch, oder auf eine ergänzende Weise leuchten, das männliche Geisteslicht das weibliche stärken, und das weibliche jenes verfeinern. Nehmen wir die Geschichte zur Hand, so sagt uns die Bibel von Propheten

und Prophetinnen, obgleich jene vorzugsweise das Wort des Herrn zu verkündigen hatten; und wer kennt nicht aus dem profanen Alterthum die Sibyllen, die Pythia, die Alrunen? Der Verf. baut in seiner Theorie zu viel auf die männliche Selbstständigkeit, „auf die kein Anderer mehr einwirken kann;" denn eben jene vorzugsweise Berufung der männlichen Propheten oder Seher und Wunderthäter des alten und neuen Testaments beweist, daß der Mensch zur Wiedererringung der verlorenen geistigen Kräfte sich vielmehr leidend als selbstwirkend verhalten muß, und daß es nur eine Synergie, ein Mitwirken ist, wovon die Rede seyn kann, und wonach der Apostel seinen Timotheus erinnert, zu erwecken oder anzufachen die Gabe Gottes, die durch Handauflegung in ihn gekommen sey (2 Tim. 1, 6. vg. 1 Tim. 4, 14.). Die Apostel wurden plötzlich mit urständlichen und göttlichen Kräften vom Himmel herab getauft, ohne wenigstens ganz das Was und Wie zu ahnden, und Andern ging es eben so durch sie, wenn der heilige Geist auf sie fiel (Apostelg. 10, 44.). So wie diese unwillkührlich von oben erleuchtet wurden und mit Kräften angethan, so ist auch ein Aufsteigen von unten hinauf mit Willen und Arbeit möglich, damit die obere Lichtkraft uns begegne; und dieses ist dann das rechte Selbstmagnetisiren, wenn wir es so nennen wollen, von dem der Verf. mit zu viel Vertrauen auf die eigene Kraft des Mannes zu reden scheint, und wovon schon Viele einige Erfahrung gemacht haben, ohne es zu wissen, indem ihrer Begierde mancherlei Gaben zum nöthigen Gebrauch entgegengekommen

sind, auch Gaben für diese Welt und ihre Geschäfte. Der magnetische oder vielmehr geistesfreie Zustand muß auf solchem Wege allerdings bleibend werden können, allein auch er wird erst wachsen und mit großer Sorgfalt gehütet werden müssen. Steht nun gleich der Mensch bereits wirklich als eigene Gattung da, als ein Wesen, „dessen Bedürfnisse aus dem Geist entspringen, und dem die Thiernatur als Unterlage dient, um seine geistigen Kräfte darauf zu bearbeiten": so ist es doch gewiß, daß wenn er seinen Ursprung wieder sucht, er seine Gattung zur eigentlichen Menschenwürde steigert, zur Gewalt, welcher die jetzige Thiernatur dann in allen Beziehungen unterwürfig seyn und dienen muß, und auch selber dadurch veredelt wird. Eine solche Macht hat der Sohn Gottes in sich dargestellt und dem Menschen wiedererworben; und obgleich sich Analogien und Bruchstücke davon auch unter nichtchristlichen Völkern finden, so hat doch nur Christus den Schlüssel zum wahren Paradies, und ist der sicherste Führer dahin. In dasselbe ist hienieden Wenigen ein Blick, ein Schritt verstattet, ein Blatt vom Holze des Lebens zu pflücken vergönnt, noch Wenigern mit Paulus dahin entrückt zu werden, daß sie nicht wissen, ob sie in oder außer dem Leibe sind (2 Korinth. 12.); und wer diesen Beruf noch nicht hat, suche ihm nicht ungeduldig vorzueilen, denn für dort, nicht für hier, ist allen frommen Seelen dieser neue lebendige Weg geöffnet, einzugehen durch den Vorhang des Fleisches in das Heiligthum vermöge der Kraft des Blutes Jesu (Hebr. 10, 19. 20.). Indessen sollen wir allzumal

in den Geist zu kommen, im Geiste zu leben suchen; aber wenn dessen reinigende, heiligende und beseligende Kräfte Allen verheißen sind, welche darum bitten, so ist doch nur noch Einzelnen gegeben, dergestalt im Geiste zu seyn, daß sie mit den Kräften ihres innern Lebens die Schöpfung durchschauen und in die Zukunft blicken können; „ein Mensch aber kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel" (Joh. 3, 27). Gleichwohl, wer eine solche Wiederveredlung seiner Natur begehrt, der begehret ein köstlich Werk, und wenn ihr Glauben habt, so wird euch nichts unmöglich seyn, spricht der Herr.

Der Verf. geht nun vom Magnetismus, als nächsten Beweis des innern Lebens, zu den oben erwähnten geschichtlichen Thatsachen über, die er, wie er bemerkt, nur mit Schüchternheit zu geben wagt; denn er sagt: „Dem stillen Forscher zeigen sich zwar auch außer den magnetischen Behandlungen noch viele lehrreiche Merkmale des geistigen Lebens; aber diese sind so verborgen und halten (wer?) ihr Glück so geheim, daß die plumpe Neugierde nichts davon wahrnimmt." Das ist sehr wohl gesagt; denn Einiges ist gegeben zu schreiben und bekannt zu machen, Anderes zu versiegeln. Rec. will hier den Verf. ganz ehrlich verstehen, obgleich Andere noch ehrlicher sprechen möchten: Was man uns bestimmt als Thatsachen gibt, müssen auch wirklich Thatsachen und keine Parabeln seyn.

Wenn aus der ersten Geschichte, der des Schreinergesellen, die Bedingungen der Demuth, der Verschwiegenheit und der Achtung des Geisteslichts über menschliche

Studien gefolgert werden sollen, so ist gegen diese Moral der Erzählung nichts einzuwenden. Die zweite verzweigtere Erzählung greift die eitle Schuldialektik an, und zeigt ihre Besiegung durch einen stillen Weisen. Sie führt eigentlich tiefer in die Sache, indem der Sophist L...h durch Herdtmann in die Schule genommen wird, und endlich dahin gelangt, ein Seher und Wirker in der Kraft des wiedererrungenen Geisteslebens zu werden. Auch wird beiläufig ein materialistisch-spiritualistischer Chymiaster abgefertigt. Die eingeflochtenen philosophischen Gespräche sind nicht immer klar und überzeugend; Alles aber zielt darauf hin, daß der Mensch in sein Inneres hinabsteigen, sich und sein geistiges Vermögen daselbst erfassen, und von da in der „Erkenntniß des Geistes" durch die Religion, durch die Bibel, als verneutes Wesen, mit wahrem Leben gewaffnet, hervortreten müsse. Schön sagt Herdtmann (S. 52): „Endlich nach jahrelangem Kampfe hatte ich gefunden, was ich suchte; es wurde licht in mir und seitdem erkannte ich, daß alles Wissen, welches nicht aus dem Ewigen kommt und wieder dahin zurückführt, nichts weiter als Eitelkeit ist, die unsern Dünkel nährt, aber keinen Funken innerer Lebenskraft enthält." Hier wird auch von dem heiligen Geist geredet, der dem Menschen zum Führer und Eigenthum gegeben sey, mit dem er sich in Uebereinstimmung setzen solle; und so würde denn die empfohlene Activität ihre passive Ermäßigung finden, von der oben gegen den Verfasser Einiges erinnert wurde. Auch stellen wir nicht in Abrede, daß die dialektischen Demonstrationen für die-

jenigen, auf die sie berechnet sind, gute Wirkung äußern können.

Ein besonderer Werth wird mit Recht auf das Beten mit wenig Worten und auf das Vaterunser, als die Anweisung dazu, gelegt, und gleichsam als den Schlüssel der Geheimnisse, der aber im Glauben selbst gefunden wird, ohne den ja das Gebet ein Nichts ist. Von ihm heißt es abermal schön (S. 88): „Der Glaube, welcher einmal Wurzel gefaßt, kann nicht mehr untergehen; im Gegentheil, er wächst, er stärkt sich, und erwacht mit jedem Morgen in erneuter und verjüngter Herrlichkeit. Er kann uns nie täuschen, nie gefährlich werden; ja, wenn Alles uns verläßt, selbst wenn die Schöpfung bricht, ist er sich selbst genug, und trägt uns durch die Regionen der ewigen Kraft, die von Anbeginn war und nie aufhören kann.“ Und die Resultate, die dem Lehrling des Glaubens verheißen werden, sind (S. 90): „Hellsehen, Glaubensgefühl, Leben im Reinsten, Göttlichen, Unwandelbaren, das uns die Zukunft aufhellt, die Gegenwart erleuchtet, und uns jeden Augenblick mit Gott und seiner ewigen Natur verbindet.“ Und die Lehre (S. 96): „Laß den Menschen in dir denken, dann wird's erreicht — Wer Muth hat und Beharrlichkeit, dem ist kein Ziel zu fern.“ — Aber die nähere Einweihung (S. 98): „Sie erlangen Erkenntniß des Geistes, wenn Sie seine Eigenschaften zu erkennen trachten. Diese Eigenschaften sind die Bestandtheile seines Wesens. Man kann sie theoretisch und praktisch besitzen. Die Theorie begnügt sich, sie zu benennen und zu wissen, daß sie vorhanden sind. Das Praktische

aber dringt in ihr Wesen und in ihre Thätigkeit ein. Das Letzte ist unsere Aufgabe, und dadurch gewinnen wir den Eintritt in die Geisterwelt. „Du sollst nicht viel Worte machen," spricht die Bibel. „Wenn du beten willst, sollst du also beten: Vater unser u. s. w." Hiemit ist ausgesprochen, du sollst nichts Anderes, als dieses beten, es so still und so oft wiederholen, daß nicht nur dein Mund, sondern dein Herz, ja, deine ganze Natur, von der Haut an bis zum innersten Punkte deines Leibes, es auswendig lernt. Wenn du dann die Wirkung davon empfindest, wenn dein Haar sich sträubt, deine Knochen dich brennen, so denke: du habest die Taufe empfangen. Nun gehen Sie oder bleiben Sie bei mir. In der Uebung liegt die Auflösung. Es scheint wenig, zur Ausführung aber wird die höchste Kraft des Mannes erfordert."

Daß das erhabene Formular, welches der Heiland uns zum Beten gegeben hat, vollkommen genügen könne, uns durch lebendigen Glauben gleichsam in den Geist hineinzubeten, räumen wir willig ein, und in so fern ist die Auslegung: „Du sollst nichts Anderes als dieses beten," wenn sie auf den Inhalt geht und Bitten ausschließt, die damit im Widerspruch stehen, wohl statthaft. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß die Bibel auch andere Gebete enthält, daß sie uns bestimmte Bitten für einzelne Fälle und Anliegen zu thun erlaubt, daß Christus sagt: „Alles, was ihr bittet" ꝛc., daß der Apostel sagt, wir wüßten oft nicht, was wir beten sollten, wo denn der Geist selbst uns in wortlosen Seufzern vertrete. Wer

aber im heißen Zweifelskampfe, wer im Ringen nach besserer Erkenntniß, nach haltbarerem Trost, als die Welt und ihr Wissen darbietet, sich zu Gott getrieben fühlt, zum Vater der Lichter, zur Quelle aller guten Gaben, und ein gegebenes Mittel sucht, einen Stab, worauf sein emporstrebendes Gemüth sich stützen kann, wer Worte verlangt, die, mit warmer Zuversicht nach dem Himmel gesandt, gewiß Erhörung finden: der greife nach dem Gebet des Sohnes, der bete es wiederholt und dringend, gründe in den Tiefen seines Reichthums, und nehme daraus von dem Geist der Gnaden und des Gebetes alle Schätze der Wahrheit und des Lebens, die dem glaubigen Beter verheißen sind. Es ist nichts Neues, und ist uns vom Herrn selbst gesagt, daß nur anhaltendes, dringendes, angestrengtes Gebet, und der dadurch in Wechselwirkung gesteigerte Glaube, alles Gute nimmt, um was wir bitten. Wollten wir aber den Lehrer Herrtmann mißverstehen, seine Ausdrücke tadeln, die doch schon von Andern gebraucht worden sind, kurz, ihn auf irgend eine Weise splitterrichtern: so würde er uns mit Recht entgegnen: Wenn denn Jemand schlechterdings in Verbindung mit der Welt des Geistes und der Geister treten will, die ja doch nicht zu läugnen ist, weil es wenigstens einen allerhöchsten Geist gibt: welchen richtigern, unschuldigern, ungefährlichern Weg kann er einschlagen, als das Gebet, und zwar ein glaubiges Vaterunser?

Nun der Lehrling L...h kommt (S. 100) nach fünf Monaten wieder, und spricht: Ich habe die Taufe. Er empfängt die zweite praktische Lehre: „Sie sind berufen,

und wie ich hoffe, auch erwählt. Wir sind Christen. Christus muß unser Lehrer seyn. Sie kennen seine Taufe. Lassen Sie sich von ihm die Füße waschen." Nach einem Kampfe von sechs Monaten kommt L...h wieder zu Herdtmann und spricht: „Meine Füße sind rein." Endlich wird er (S. 102) um die Reinheit seiner Hände befragt, und ihm gesagt: „Die Hände müssen lebendig werden" — welches denn auch nach drei Monaten gelingt. Was der Sinn von diesem Allen seyn soll, mag man aus dem Buche selbst und seinen weitern Andeutungen erforschen, da es hoffentlich im Ernst gemeint ist. Jedenfalls ist dem Forscher nach Wahrheit die feurige Taufe des Geistes und der Andacht unerläßlich, eben so daß Christus ihm abwasche, was seiner niedern Natur vom Staub der Erde anhängt, daß er seine Hände rein erhalte, und sie dadurch geschickt und kräftig werden zu allem guten Werk. Mit andern Worten: Bittet, reiniget euch, thut Gutes, und das Alles in dem Herrn! Diese Lehre kann kein Spötter verklagen; und wenn wir dadurch nicht Geisterseher werden, was den Wenigsten jetzo frommt, so werden wir doch gewiß des guten Geistes Kinder seyn. Aber Herdtmann gibt (S. 103) noch einen weitern Aufschluß, aus dem man entnehmen mag, was man für anwendbar und erfahrungsgemäß hält, und der gewissermaßen einen Widerspruch enthält mit demjenigen, was der Verfasser von der gesunden Manneskraft im Gegensatz von der krankhaften Weiblichkeit gesagt hat; denn es ist da von einem Zerbrechen der alten Natur die Rede, und heißt: „Von dem Tage

der Fußwaschung bis zum Tod am Kreuze ist Alles nur für uns geschrieben. Wenn wir kindlich glauben, blindlings üben, so werden wir auch auferstehen. Alles, was dem großen Meister in diesen drei Tagen begegnete, ist uns zum Vorbild. Die Backenstreiche müssen wir empfinden, und die Geißelung erfahren, die Last des Kreuzes muß uns drücken, und, um dem neuen Menschen Raum zu geben, sich Mattigkeit durch alle unsere Glieder verbreiten. Mag dagegen die Vernunft sich sträuben, die Sinne sich auflehnen, selbst unsere ganze Natur empören, wir dürfen nicht wanken, müssen standhaft dulden, um die Schmerzenskrone in eine Krone des Lebens zu verwandeln. Wer nicht viel Worte macht, die wenigen Worte aber überall in Thätigkeit setzt, und dadurch seine ganze Natur zur Fähigkeit des Denkens erhebt, der geht den Gang zum Siege, und wird verherrlicht werden am Kreuze des Lebens." — Sollte jene Kreuzesschule nicht wirklich die rechte seyn?

Noch mehrere theils geheimnißvolle Lehren und die Ausübung des Erlernten übergehen wir, und von der dritten Geschichte (S. 169) sagen wir nur so viel, daß hier das erworbene Geisteslicht sich in den Kräften der äußern Natur offenbart, wie bei den Helden des alten Testaments. Gewiß ist es, daß einerlei Geist Gottes, es sey unmittelbar, oder in seinen Ausflüssen und Dienern, durch alle Reiche des Daseyns hindurch das Gute wirkt, das in ihnen liegt, daß er da herrscht, richtet, heilt und verneut, und daß, wer ihn von ganzem Herzen liebt und aus allen Kräften sucht, ihn finden und

durch ihn von innen aus verklärt werden wird zu einem neuen kräftigen und seligen Leben; daß er dann in diesem Geiste leben und handeln wird, wobei auf das bloße Geistersehen ohne andern Zweck wenig oder nichts, Alles aber darauf ankommt, mit ihm und durch ihn mit dem Herrn zu Einem Geiste zu werden, und es zu bleiben in Ewigkeit. Haben wir den Geist der Geister, so ist die Geisterwelt von uns, nicht aber wir von der Neugierde des Suchens nach ihr (wovon die Ueberzeugung durch belehrende Beispiele zu unterscheiden ist) abhängig. Wir freuen uns aber dann nicht, daß die Geister uns unterthan sind, sondern daß unsere Namen angeschrieben sind im Himmel.

Wir glauben, daß wir dem Verf. alle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, die er verlangen konnte; und ist es nicht geschehen, so setzen wir hinzu, daß sein Buch lesenswerth und Vieles darin beherzigenswerth sey, was jedoch schon zum Theil herausgehoben worden; etliche Kleinigkeiten, die noch gerügt werden könnten, zählen nicht. Wir glauben, diese Gerechtigkeit auch dann geübt zu haben, wenn er wider Verhoffen seine Theorie selbst nur als ein bloßes Problem betrachten sollte. Hat er gleichwohl sich über uns zu beklagen, in einigem Stück mit uns zu rechten, sich näher zu erklären: so schenke er uns eine Antikritik, aber in demselben Geist geschrieben, wie diese Recension, und am besten wird es in diesen Blättern geschehen. Wir lernen vielleicht etwas daraus, oder finden dadurch selbst Gelegenheit, einiges Nützliche hinzuzusetzen.

— y —

Die Erscheinung.

Wörtlich aus dem Polnischen des Dichters Mickewiecz
übersetzt von Justinus Kerner.

Höre Mädchen! Doch sie will nicht hören!
Heller Tag ist und dort liegt das Städtchen.
Sage, nach was greifest du? wen siehst du?
Ist ja doch kein lebend Wesen um dich.
Sag', wen grüßest du? — Sie bleibt verstummt.
Leblos, wie zum todten Stein erstarret,
Schaut ihr Auge nur auf eine Stelle;
Jetzt mit Thränen füllt sich's, was zu haschen,
was zu halten scheint sie, weint und lächelt.

„Du bist's, in der Nacht, mein lieber Heinrich?
Ja! der Treue liebt noch nach dem Tode.
Hieher, hieher, still an meine Seite!
Sachte, daß Stiefmutter uns nicht höret!
Doch mag hören sie's, du bist ja todt!
Bist begraben ja, schon lange Jahre
Eine Leiche. — Ach! ich fürcht' mich! — Thorheit!

Warum sollt' ich fürchten meinen Heinrich?
Ist's ja doch sein Angesicht, sein Auge
Und sein weißes Kleid! — Bleich, wie sein Kleid, ist
Sein Gesicht, wie Eis sind seine Hände!
Lege dich nur fest an meinen Busen!
Du Geliebter! küss' mich! Lipp' an Lippe! — —
Hu! wie kalt muß seyn im Grabe unten!
Wie! du starbest? — — — Ja, schon sind's zwei Jahre!
Lieber! nehme mich mit dir! will sterben,
Bei dir sterben, — — o, ich lieb' die Welt nicht!
Im Gewühl der Menschen geht es schlecht mir.
Wein' ich, lachen sie, und sprech' ich, Niemand
Mich verstehet, seh' ich, sehen sie nicht.
Komm' einmal bei Tag! — — Das ist ein Traum wohl!
Doch kein Traum! ich halt' dich ja im Arme!
Heinrich! weh! wohin verschwind'st du? weile!
Noch zu früh ist's! Gott! der Hahn kräht, Frühroth
Blitzt durch's Fensterchen, — — halt! halt! ich folge!
Heinrich! Heinrich! du verschwindest? weh mir!!"

So mit dem Geliebten kos't das Mädchen,
Will ihm folgen, ruft und stürzt zur Erde.
Auf den Fall, den Angstschrei kommt der Nachbar,
Kommen aufgeschreckt Frauen, Männer.
„Betet, rufen sie, für eine Seele,
Hier ist Heinrich's Geist bei seiner Lotte,
Er hat lebend sie geliebt, liebt todt sie!"

Und ich hör' es, und wie Jene glaub' ich.
Weine, bete für die irre Seele.

Aber siehe! plötzlich zu dem Volke
Ruft ein Greis, ein alter Sternenkund'ger:
„Glaubet meinem Auge, meinem Glase,
Hier ist nichts: denn ich seh' nichts hier ringsum!
Geister! glaubet mir, sind nur Geburten
Hohler Köpfe, auf der Dummheit Schmiede
Ausgeschmiedet; Wahnsinn schwatzt das Mädchen,
Und das Volk hier lästert den Verstand!"

Ich bescheiden sag': „Das Mädchen fühlet,
Und das Volk, das Volk hat tiefen Glauben,
Aber Glaube und Gefühl spricht stärker
Zu mir, als des Weisen Glas und Auge.
Todte Wahrheit, unbekannt dem Volke,
Kennst du, kennst der Sterne Rund' und Dichte,
Aber kennst nicht die lebend'ge Wahrheit,
Und so kannst du niemals Wunder sehen.
Habe Herz und schau' in's Herz, du Alter!

Stephanus.

Hinweg von lichten Wolken war
Der Herr gen Himmel aufgenommen,
In Sturm und Flammen auf die Schaar
Der Jünger dann sein Geist gekommen.
Gesammelt durch ihr mächtig Wort,
Mehrt sich die heilige Gemeinde:
Doch brennt der Haß und wüthet fort
Auch in der Rotte seiner Feinde.

Wer ist der Mann dort, der, gefaßt
Von des erzürnten Volkes Wogen,
In blinder Wuth, in wilder Hast
Wird durch die Straßen fortgezogen?
Durch seines Glaubens Wundermacht
Ragt er vor Tausenden erhaben,
Hat hoher Thaten viel vollbracht,
Gerüstet mit des Geistes Gaben.

Ihm leuchtet hell der Weisheit Licht,
Die hochberedt sein Mund verkündet;
Von Sturm und Feuer, wenn er spricht,
Wird aller Hörer Herz entzündet.

Verstummen hieß, des Geistes voll,
Er vor der Welt die stolzen Weisen,
Die jetzt im Neid und bittern Groll
Hin vor den hohen Rath ihn reißen

Da treten Männer wider ihn,
Die sie um schnöden Sold gedungen,
Fertig zu Trug und Lüge, hin
Als Kläger, mit verruchten Zungen:
„In Trümmer wird dieß Heiligthum
Nun bald durch Jesu Macht gebrochen;
Mosis Gesetze stürzt er um:
Hat lästernd dieser Mensch gesprochen!"

Und, gleich dem Rath der Hölle, blickt
Auf ihn die Schaar von seinen Richtern;
Wie Blitz aus Nachtgewölken, zuckt
Der Grimm aus hundert Angesichtern:
Von Hoheit wunderbar umstrahlt,
Steht er, ein Engel, unter ihnen;
Die Heiterkeit des Himmels malt
Sich in den stillverklärten Mienen.

Wie häuft doch endlos Schuld auf Schuld,
Spricht er, dieß Volk, das nimmer hörte
Die Stimme seines Herrn voll Huld,
Ihm frech den Nacken stets empörte!
Verfolgt, gemartert sterben ließ
Der Väter Haß einst die Propheten:
Euch sah man, den ihr Wort verhieß,
Den Retter jüngst am Kreuze tödten!

Da schwillt der Rotte Grimm empor,
Die Zähne knirschen sie zusammen:
Er schaut hell durch das offne Thor
Der Himmel; seine Bicke flammen.
Ich sehe, ruft er, Gottes Thron
Dort oben in den lichten Höhen,
In seiner Herrlichkeit den Sohn
Dem Vater zu der Rechten stehen.

Von ihrem Wuthgeschrei erbebt
Das Haus im tiefen Grund; sie halten
Die Ohren zu; und schon erhebt
Es sich mit stürmenden Gewalten.
Und wie den Fels des Meeres Braus
Hinwälzt im fluthenden Gedränge,
Schleppt ungestüm zur Stadt hinaus
Den Heil'gen die empörte Menge.

Seht ihr den Jüngling Saulus dort
Den Steinigern die Kleider hüten?
Er weidet an dem Frevelmord
Den Blick und an des Volkes Wüthen.
Ha! bald getauft mit Feuer wirst
Du und vom Geiste neu geboren;
Zum Rüstzeug hat der Lebensfürst
Dich, seinen Hasser, auserkohren.

Von Mörderhänden wird das Blut
Des ersten Zeugen jetzt vergossen;
Dem Land, getränkt mit solcher Fluth,
Muß tausendfach die Saat entsprossen.

Und wenn der bittern Feinde Zorn
Zerstreut umher die edeln Streiter,
So trägt der Sturm das Saamenkorn
Durch Länder und durch Meere weiter.

Von Steinen bald zerschmettert ganz,
Ist Stephanus dahingesunken;
Doch freundlich mit dem Siegeskranz
Hinauf hat Jesus ihm gewunken.
Noch ruft er laut, behalte nicht,
O Herr, dem Volke diese Sünde!
Und, wie sein sterbend Auge bricht:
Nimm auf den Geist von deinem Kinde!

Julius Krais.

